Hermann Stegemann als politischer Journalist

Inaugural-Dissertation

zur

Erlangung des Doktorgrades

der

Philosophischen Fakultät

der

Ludwig-Maximilians-Universität zu München

vorgelegt von

Hans Stubbemann

aus Koblenz am Rhein

1939

Druckerei wissenschaftlicher Werke Konrad Triltsch, Würzburg-Aumühle

Referent: *Univ.-Prof. Dr. Karl d'Ester.*

Korreferent: *Univ.-Prof. Dr. Karl Alexander von Müller.*

Tag der mündlichen Prüfung: 30. 6. 1938.

R. UNIV.
BIBLIOTHEEK
LEIDEN

Vorliegende Arbeit erscheint gleichzeitig als Band 2 in der Schriftenreihe „Führende Männer der Presse aus Vergangenheit und Gegenwart", herausgegeben von Univ.-Prof. Dr. Karl d'Ester im Konrad Triltsch Verlag Würzburg-Aumühle.

MEINEM ELTERNHAUS

Inhalt.

Seite

Einführung 1

Die Voraussetzungen des politischen Journalismus Hermann Stegemanns 4

Anlage und Formgrundsätze. Herkunft — Isolierung — Erfahrung: Elsaß. — 4

Erste Versuche in der Presse. Journalismus als Mittel — „Student und Reporter" — Fühlungnahme — Zürich und Basel — Berlin — Idsteiner Klotz. 8

Vor dem Weltkrieg: „Mülhauser ‚Expreß' und Neue Konstanzer Abendzeitung", 1906—1914 14

Zwei Kulturen — „Souvenirs" — Gedanke des Volks — Vorkriegsliberalismus.

Die elsaß-lothringischen Fragen. Das Elsaß vor 1870 — „Protest" — Tragischer Zweispalt — „Pathos" — Verständnis — „Verwelschung" — Zickzackkurs — „Glacis" — Verfassungsfrage Beruhigung — Bürokratie — Der Statthalter — „Reichsland" — Abschlagszahlung — Autonomie. 19

Deutsche Innenpolitik. Badener Politik — Wirkung und Erfahrungen — Taktik — „Fortschritt" — Schwächen des Liberilismus. 33

Deutsche Außenpolitik. Das deutsch-französische Verhältnis. Politischer Traum — Um Europa — Der gesunde Menschenverstand — Wirtschaftliche Kriegsgründe — Deutschland bedroht? — „Entente" — Die englische Politik. Warum Frankreich mit England? — Dreiburg-, Balkan- und Orientprobleme. Die politische Mode — Bülow und Bagdad — Risse im Dreibund — Amerika wird siegen! — Rußland im Balkan — Politische Strategie. 40

Der Gedanke des Friedens. Rüstungen gestiegen — Die sinnlosen Opfer — Das alte Europa — Der Krieg kommt! 53

Am Berner „Bund", 1914—1918 57

Elementarer Einbruch — Neutralität — Schmerzliches Schauspiel.

Der Weltkrieg in der Spiegelung der „Betrachtungen" bis zur Wende im Sommer 1916. 61
Deutschlands Macht — Sieg im Herbst? Marneschlacht — Ostfeldzug 1914 — Distanz und Kritik — U-Bootbasis Belgien — Gewichtsverlagerung! — Verdun: abwartend — Der fehlende „Keil" — Verdun einstellen! — „Druckoffensive" — Der seelische Widerstand — Frankreich und Verdun.

Vom Sommer 1916 bis zum Kriegsende. 74
Nach Verdun: Krieg einstellen! — Synthese — Die U-Bootfrage — 1917: schwebender Krieg — 1918: Berlin und Spaa hört nicht — Abschluß — Das belgische Pfand — Bürgschaften — Politische Offensive.

Die Schweizer Belange während des Weltkriegs. 83
Meinungskampf — Notwendige Maßnahmen — Wilson ist gefährlich.

Eintreten für ein europäisches Bewußtsein und die Überwindung des Kriegs. 85
Dieser Krieg löst keine Probleme — Sieger und Besiegte — USA — Begrenzter Waffenstillstand? — Der überstreckte Krieg — Stegemanns „Optimismus" — Die Fehlrechnung — Einmarsch in Deutschland? — Übergang Prinz Max — Der „Kreuzzug".

Die Tätigkeit nach dem Krieg 97

Nach Versailles — Erlahmung? — Französische Sicherheitstaktik Deutschlands Eintritt — Versailles: kein Bestand — Abrüstung — Prag und Warschau — Frankreich ist „pazifistisch" — Sicherheit im Osten — Investigation — Amerika in Europa? — Diplomatie — Überredungsversuche — Locarno: deutscher Verzicht — Donaupakt? — Deutschland ohne Sicherheit — Das gleiche Recht.

Wirkung und Kennzeichnung des politischen Journalismus Stegemanns 115

Lehren des Weltkriegs — Stegemann: Stimmungsbarometer — Graf Wedel — Nimbus im Krieg — „Was sagt Strategemann?" — In allen Lagern — Störungsfeuer der Entente — Der Berater — „Pessimist" Stegemann — Das Einzigartige — Unliberal — Die Distanz — „Weltwende".

Nachwort 129

Anmerkung 130

Literaturverzeichnis 137

Einführung.

Hermann Stegemann, ein Deutscher und Schweizer Bürger, wurde im Weltkrieg durch seine journalistisch-politische Tätigkeit an einer schweizerischen Zeitung bekannt, ja berühmt; und vielleicht ist es nicht ohne Nutzen, am Beispiel einer charakteristischen Persönlichkeit, die von der soeben vergangenen Zeit herkommt, die Gesetzmäßigkeit des Geschehens der eigenen Zeit, des heutigen Kriegs zu sehen und zu prüfen, — oder aber auch die Möglichkeiten träumerisch weiterzudenken, das letzte freilich in der Art, die die Wirklichkeit zugrundelegt und sie nicht etwa verläßt.

Stegemann ist Dichter, Journalist, Militärschriftsteller, politischer Historiker und Publizist und seine verschiedenartigen, teilweise auseinanderstrebenden und sich überkreuzenden Arbeitsgebiete und Wirkungskreise machen für die farbige Persönlichkeit selbst wie für die unstete Zeit, die ihn beeinflußte und in der er tätig war, ein besonderes Kennzeichen aus. Seine journalistische Wirksamkeit erstreckt sich von 1890, hauptsächlich aber über rund 25 Jahre von 1906 bis 1932. Die von ihm vertretenen politischen Auffassungen sind vom Liberalismus bestimmt und muten uns heute großteils schon fremd an, wenn sie auch den Hauch des Lebendigen haben; sie sprechen in den Berichten eines Mannes, der das politische Leben seiner Zeit auf journalistische Art und Weise mit Geist widerspiegeln wollte. Bis zum Weltkrieg war der Dichter und Journalist nur durch die Veröffentlichung seiner Romane und (im engeren Rahmen) als Leitartikler an einer elsässischen Zeitung bekannt geworden.

In Koblenz am Rhein, der Stadt des Joseph Görres, wurde Stegemann im Jahre 1870 geboren. Seine Vorfahren stammen väterlicherseits aus Pommern, die der Mutter in der Hauptsache

aus dem Rheinland. Von beiden Ahnenseiten her, reichlicher von der mütterlichen Linie, erhielt er Soldatenblut; das mag u. a. seine große militärtheoretische Begabung miterklären. Das strenge und wache pommersch-preußische und das weiche gefühlvolle rheinische Blutelement ergaben eine vielgeartete und spannungsreiche Persönlichkeit. Seine Jugend verbrachte er mit kleinen Unterbrechungen im Elsaß; dort erlebte der Beamtensohn einerseits den gewaltigen äußeren Aufstieg des neugegründeten Deutschen Reichs, sah auf der andern Seite aber auch schon frühzeitig die Fragwürdigkeit mancher Bildungen in diesem neuen Staatsgebäude, besonders was die Verhältnisse in seiner elsässischen Jugendheimat anging.

Nach einem Semester in München übersiedelte der 21jährige Student in die Schweiz, wo der junge Dichter seinen ersten Roman veröffentlichte. Nach Betätigungen verschiedenster Art blieb Stegemann schließlich bei der Presse. Das Gastland Schweiz wurde seine zweite Heimat, wobei die Schweizer Bürgerschaft später die besondere Voraussetzung für seine politisch-publizistische Tätigkeit bildete.

Die Mannesjahre von 1900 bis zum Weltkrieg sind ausgefüllt mit Dichtungen, journalistischer Arbeit und privatem Studium der Geschichte und Militärwissenschaften. Stegemann veröffentlichte eine Reihe miteinander zusammenhängender Elsaßromane mit starkem zeit- und kulturkritischem Einschlag. Als Journalist war er in der Schweiz wie im Reich tätig, in Zürich, Basel, Berlin, Badenweiler, Konstanz und (als wichtigste Vorkriegstätigkeit) für den oberelsässischen Mülhauser „Expreß". Im Jahre 1912 erfolgte die Berufung an den Berner „Bund", dem Sprungbrett für das spätere Wirken während des Weltkriegs. Diese bedeutende pressemäßige Tätigkeit wurde durch eine rein politische Wirksamkeit für die Schweizer Wahlheimat und für das alte Vaterland Deutschland noch unterstrichen. Nach dem Krieg hat Stegemann, aus gesundheitlichen Gründen an einer befristeten Arbeit behindert, sich nur noch zu besonderen Anlässen in der Presse vernehmen lassen.

Schon im zweiten Kriegsjahr begann er mit seiner volkstümlichen „Geschichte des Krieges", deren vierter Band 1921 zum Abschluß gebracht wurde. In die Nachkriegszeit fallen eine Reihe von historisch-politischen und geopolitischen Werken, insbesondere „Der Kampf um den Rhein", „Das Trugbild von Versailles" und „Deutschland und Europa", Bücher, die man am besten mit „eigenwillig" bezeichnet; sie sind gegen Versailles gerichtet und wollen gleichzeitig für einen inneren deutschen Wiederaufbau wirken. Als Abschluß dieser Buchreihe erschien im Jahre 1934 „Weltwende. Der Kampf um die Zukunft und Deutschlands Gestaltwandel", das den Nationalsozialismus mit sicherem Empfinden als Anfang eines neuen deutschen geschichtlichen Zeitabschnitts in einer neuen Weltepoche erkennt und ihn auf persönlich gesehene und gedeutete Art in die allgemeine Weltlage einzuordnen sucht.

ABSCHNITT I:

Die Voraussetzungen des politischen Journalismus Hermann Stegemanns.

Anlage und Formgrundsätze.

Hermann Stegemann ist eine von Natur vielseitig angelegte Persönlichkeit, der die Vereinigung zum Teil widerspruchsvoller Kräfte nicht leicht wurde. Der Sechzigjährige schreibt nicht ohne große innere Beteiligung in den „Erinnerungen aus meinem Leben und aus meiner Zeit“ [1]: er führe „das Leben eines Mannes, der nicht war, was er sein wollte, nie sein wollte, was er war und trotzdem stets sich selbst und an sich selbst festgehalten hat, sein eigener Herr und Knecht, sein eigener Zielsetzer und Vollender, ein Kämpfer aus Not, ein Kämpfer aus Trotz, ein Kämpfer, der am liebsten in Frieden gelebt hätte und dennoch den Frieden floh, um nicht an ihm zu verderben.“ Stegemann kommt zu folgender Schlußfolgerung: „Ich habe die Dämonie dieses unruhevollen Lebens, das ertrotzt, ertragen, erduldet und erdauert werden mußte, und das ein Kampf war alle Tage, tief innen ausgekostet... und ich werde das Schüreisen des Temperaments nicht sinken lassen, bis die letzte Schlacke zerschlagen ist...“

„Kein adelig Geschlecht, kein behäbig Bürgerhaus, keine Gelehrtentradition“ findet sich in der Reihe der Vorfahren. Das mag neben einem Elternhaus, in dem große Spannungen herrschten, Stegemanns Anlage zur Vereinzelung, die von Früh an erkennbar war, noch bestärkt haben. Stegemann ist außerdem Zeit seines Lebens, von seinen „ersten Lebenstagen an dem

Tode nahe", die Reihe der Krankheiten brach seit der Kindheit nicht mehr ab. Von früher Jugend an war er damit beschäftigt, die Uneinheitlichkeit der in ihm wirkenden Gegensätze willensmäßig zur Übereinstimmung zu zwingen. Das Schicksal habe diesen Mann nie zur Ruhe kommen lassen, „der Stern der Unstetigkeit stand über seiner Wiege, als er am 30. Mai 1870 in Koblenz auf die Welt kam [2]."

Das Grunderlebnis Hermann Stegemanns ist das künstlerische, dichterisch gesteigerte Erlebnis des eigenen Ich. Ein früher Trieb zur Bändigung und Formung, zuerst fast völlig ungespiegelt, bringt den in sich versunkenen Jüngling bis ans Scheitern des inneren und äußeren Daseins, vor dem ihn nur der Anruf eines älteren Freunds (des Grafen Schack in München) rettet. Seine Jugend, so sieht Stegemann es, war bestimmt von einem „Kampf auf drei Fronten, Kampf mit dem eigenen Ich, Kampf mit den Bildungswerten, die sich vor mir häuften, Kampf mit der Not". Die Art, sein Leben in einer Dreiteilung aufzufassen, ist eine ihm eigentümliche. In den frühen Mannesjahren mußte „eine Art von Dreifelderwirtschaft" begonnen werden, um „Politik, Geschichte und Literatur säuberlich zu trennen und zu betreiben" [3]. Aloys Schulte übernimmt diese Dreigliederung: „Drei Berufe, drei Fächer, drei Lebenswege haben um den heranwachsenden Stegemann gerungen. Auf zwei dieser Lebensziele hat er zunächst verzichten müssen, schließlich gelang es ihm doch, alle drei zu vereinigen und auf ihnen, wenn nicht gleichmäßig, große Erfolge zu erzielen" [4], als Militärschriftsteller, als Dichter und politischer Historiker.

Stegemann geht an alle Dinge mit wesentlich künstlerischer Einstellung heran. „Seine Stellungnahme ist analytisch und synthetisch, aber nicht kritisch im eigentlichen Sinne." Er besitzt die „großartige Gabe, eine Situation oder eine Entwicklung auf eine überraschend einfache Formel zu bringen, im gleichen Augenblick vermag er sie aber auch zu komplizieren, so wie etwa ein Kritiker mitunter ein Gemälde kompliziert."

Manches hält der Kritik nicht stand, dann aber folgt wieder „alles wesentlich (und steht) kristallklar vor uns“ [5]. Stegemann sei in seiner Art subjektiv, aber gerade das mache einen Hauptreiz bei ihm aus [6]. Für Stegemann selbst ist es z. B. ein „eminent künstlerischer Anreiz“, schon 1915 den Krieg „in seinen Zusammenhängen zu erfassen und die Feldzüge ins Klare zu stellen und zu ergründen, bevor die operativen Anweisungen sich in den Archiven der Generalstäbe ... niedergeschlagen haben“ [7].

Die Welt wird also bewußt „von sich aus“, dichterisch betrachtet. Ein Merkmal der Natur Stegemanns ist es, nur am Widerstand erst geistig aktiv zu werden. Was er in einem geistvollen politischen Aufsatz über den französischen Marschall Foch feststellt, daß dieser fast ausschließlich „das Gesetz (des Handelns) vom Gegner“ empfing, d. h. daß Foch „nicht a priori und ausschließlich auf Gestaltung gerichtet (ist), nicht stürmisch zeugend auftritt“, so ist dies ebenfalls für Stegemanns Leben bedeutungsvoll; er besitzt eine große eigene Leidens- und Widerstandsfähigkeit, auch bei ihm findet sich „wirklich jener zauberhafte Wille, sich nie besiegt zu bekennen“ [8]. Er habe sich „aus Licht und Leid die nur wenig Menschen beschiedene sokratische Lebensgröße errungen“, die ihm die „übermenschliche Kraft verlieh, trotz Schmerzen und Krankheiten“ zu schaffen [9]. Eine deutschamerikanische Stimme (gleichzeitig kennzeichnend für die Wirkungsbreite) meint, Hermann Stegemann habe das „schicksälige Leben tragisch erzogen. Welchen Heimsuchungen des düsteren Lebens war er nicht schon als Kind und junger Mensch unterworfen“ [10]. Wenn nach Josef Nadler die Helden in Stegemanns Romanen alle „eine große Ähnlichkeit des Gesichtes“ zeigen, immer als Einzelne der Masse gegenüberstehen und der Dichter seinen Platz an der Seite des seine Überzeugung gegen alle Widerstände vertretenden Mannes sieht [11], so mag darin der dichterische Wunsch nach Spiegelung und Verwandlung des eigenen Wesens mit zum Ausdruck kommen.

Das Erlebnis der Grenze.

Neben dem dichterischen Erlebnis des eigenen Ich ist für Stegemann die politische und kulturelle Erfahrung der Grenze, des Grenzlands Elsaß-Lothringen entscheidend geworden. Das Elsaß ist das Land seiner Jugend, in das die ersten Kindheitseindrücke hinabreichen. Er hat „mit fünf Jahren besser Französisch als Deutsch gesprochen, mit zehn Jahren die fränkisch angehauchte alemannische Mundart der Kolmarer Gegend wie ein Rebmannssohn beherrscht und war, als (er) fünfzehn Jahre zählte, tiefer in die Sitten und Gebräuche, Überlieferung und Geschichte des Landes eingedrungen als die meisten Söhne altdeutscher Beamten, die das Schicksal in das eroberte Land verpflanzt hatte“ [12]. Auch Hermann Stehr sieht als Grunderlebnis Stegemanns das Erlebnis „der Grenze und ihrer Menschen“ an. Stehr will aus dem Elsaßerlebnis die „beispiellose Doppelseitigkeit“, den Dichter und den politischen Historiker Stegemann erklären [13]. Das ist nur bedingt richtig, denn Stegemann ist aus Anlage vielseitig und das Grenzerlebnis gab nur einen frühen Anstoß. Durch das Elsaßproblem wird er zur dichterischen Gestaltung wie zur politisch-journalistischen Betätigung angetrieben. Im Jahre 1911 führt er im Mülhauser „Expreß“ rückblickend aus, er habe „die ganze Zeit des Übergangs unter den Elsässern gelebt, (sei) zum Elsässer geworden und habe seit mehr als zwanzig Jahren versucht, dem Land und dem Volke gerecht und ein Herold zu werden und seine Stimmung und Schicksale zu spiegeln“ [14]. Er wurde von der seelischen Zerrissenheit des Elsässertums so stark ergriffen“, daß er nicht „müde wurde, sie zu enträtseln und zu deuten“. Stegemann sieht dabei das elsässische Problem weniger für ein politisches als für ein seelisches an.

In der Zeit des Jugendwiderspruchs faßte Stegemann das Elsaß hauptsächlich als das „Land des Diktaturparagraphen und der politischen Unfreiheit“ auf [15]. Das ist nicht unwichtig für die spätere politisch-journalistische Entwicklung geblieben.

Noch zwanzig Jahre später ist die innere Beteiligung zu bemerken, mit der die 80iger Jahre von ihm erlebt wurden, in der die „Französelei" in der Kleidung verfolgt worden sei. „Ich erinnere mich noch sehr gut jener Zeiten, als ... der Gendarm Kravatten und Hutbänder musterte, ob sie nicht blauweißrot schimmerten" [16], sagt er mit nachträglichem Spott. Jedes deutsch-französische Ereignis, das im Elsaß seinen besonderen Widerhall finden mußte, beeindruckte auch den leichtempfänglichen jungen Stegemann; so die Boulangerkrise anläßlich der „Schnäbeleaffaire", die Deutschland und Frankreich an den Rand des Krieges brachten. Um die Wende des 20. Lebensjahres (1890) ist er so sehr Elsässer geworden, daß er sich nicht mehr von einem Eingesessenen unterscheidet; „nie (war er) mehr Frondeur, mehr Elsässer als damals" [17]. Im Zuge seiner Persönlichkeit lag es allerdings, sich nicht politisch zu organisieren und zu binden. Der protestlerischen Autonomistenpartei hat er nicht angehört.

Erste Versuche in der Presse.

„Ich dachte nie daran, Journalist zu werden, aber ich lernte das Metier achten, das die Phantasie an die Realität des Geschehens und die Kritik an die Strenge der Beobachtung band. Die bescheidenen Honorare, die mir diese und andere literarische Hilfen eintrugen, wogen schwer in meinem leeren Beutel." Der Journalismus war zuerst nichts weiter als ein Mittel, die wirtschaftliche Sicherung seiner dichterischen Arbeit zu ermöglichen. Wie das besonders bei dem jungen Stegemann nicht ausbleiben konnte, wurde er durch die farbige, abwechslungsreiche und erregende Tätigkeit des Journalisten zu immer größerer Anteilnahme am Zeitgeschehen geführt, so daß zu Zeiten die „erste Stelle" (die er der Dichtung in der Rangliste seiner Betätigungen einräumte) sehr oft eine gedachte und gewollte blieb. Er wurde sogar in einen Zwiespalt getrieben, wem eigentlich der Vorrang gebühre, dem Dichter oder Journalisten. Die „pu-

blizistische Ader, die schon so früh zum lebendigen Puls meines Wesens geworden war", habe immer kräftiger zu schlagen begonnen. Die Gefahr der „gefährlichen aufreibenden Tätigkeit eines Zeitungsmenschen" für den Dichter wurde sehr wohl gesehen; während der umfangreichsten Pressetätigkeit vor dem Krieg suchte er mit der schon erwähnten „Dreifelderwirtschaft" alle Bereiche seiner Tätigkeit zu trennen und zu meistern [18].

Die ersten Anfänge seines allgemeinen Journalismus sind denkbar einfach; es handelt sich um journalistische Lehrlings- und Kleinarbeiten. Stegemann berichtet in seinen Erinnerungen davon [19]. In den unruhigen 80iger Jahren habe der aufgeweckte Sechzehnjährige begonnen, sich eingehender mit den Zeitungen als mit literarischen Zeitschriften (wie das „Deutsche Dichterheim" und die „Neuen Poetischen Blätter") zu befassen. Der erste journalistische Bericht war ein mehr dichterischer Wanderbericht, „um ein wenig Öl auf die Lampe zu verdienen." Der „Straßburger Post", zu der er auch später während seiner Tätigkeit für den Mülhauser „Expreß" Verbindungen besaß, sandte er als Neunzehnjähriger Gedichte und Lokalberichte. Der 21jährige „Student, Literat (und) Reporter" griff in seinem ersten Kampf um schriftstellerische Geltung zur journalistischen Hilfe, was notwendig geworden sei, nachdem ihm durch die Veröffentlichung des ersten Romans aus seiner elsässischen Jugendheimat die Spalten von Schweizer Blättern eröffnet wurden. Mit 24 Jahren wurde er zum Redakteur des Zürcher Theater- und Konzertblattes gewählt. Im Spätherbst 1894 erschien in der „Neuen Zürcher Zeitung" seine erste militärische Besprechung über das Werk des Schweizer Obersten Secretan. Die journalistische Tätigkeit in dieser Zeit muß bunt gewesen sein. Stegemann versuchte sich „in kritischen Studien und literar-historischen Essays, in Übertragungen aus dem Französischen, in Theaterkritiken und historischen Aufsätzen": das übliche Vielerlei des freien, halbgebundenen, noch nicht bestätigten jungen Journalisten. Gegen Ende des Jahres 1894, als

24jähriger, begann Stegemann sich politisch in der „Zürcher Post“ zu betätigen.

Eine Aufhellung der Zusammenhänge in den Anfängen der politisch-journalistischen Tätigkeit Stegemanns kann nur auf dem Weg der Auswertung der umfangreichen, wenn auch oft mit dichterischer Verhüllung geschriebenen Lebenserinnerungen sowie einzelner Bestände aus dem Archiv Stegemann erfolgen [20]. Was Stegemanns politischen Standort in der Jugend angeht, so liegt die Vermutung nahe, daß der junge Dichter sich um Politik nicht oder kaum gekümmert hat. Auch die „frondierende“ Stellung des jungen Elsässers Stegemann war gefühlsmäßig, sie trieb ihn zu seinen ersten größeren dichterischen Arbeiten. Als Stegemann aus Kolmar im Oberelsaß ins erste Semester nach München fuhr, bezog sich seine Erwartung ebenfalls auf allgemeine geistige Fühlungnahme, nicht auf Politik. Nach der Übersiedlung von München nach Zürich wurde Stegemann in der Schweiz schnell heimisch, wozu die Veröffentlichung seines ersten Romans und die literarische Tätigkeit an Schweizer Blättern mit beigetragen haben mögen; politischer aber wurde er nicht.

Die jugendlichen politisch-journalistischen Arbeiten haben durchweg alle mehr zufälliges Gepräge. Er tat meist das, was er zu tun bekam. Im Jahre 1893 wurde dem 23jährigen zwar schon die regelmäßige politische Wochenschau im „Anzeiger aus dem Bezirke Affoltern“ anvertraut, aber es war lediglich in einer kleinen, wöchentlich dreimal erscheinenden Landzeitung. Diese „politische Rundschau“, die ihn schulte, verwaltete er übrigens zehn Jahre. Es sind einfache Berichte über die laufenden Ereignisse der Woche, ohne eine bestimmte, dem Leser zugängliche Höhe zu überschreiten und ohne den Willen zur politischen Stoßrichtung, ganz auf den „gesunden Menschenverstand“ des kleinen Manns abgestellt. Was Stegemann mit diesen Leitaufsätzen wollte, wird besonders aus dem letzten Aufsatz klar, in dem er von den Lesern „den herzlichsten Abschied“ nimmt. Ein gewisses, uns heute fremdes patriarcha-

lisches Verhältnis zum Leserkreis kommt zum Ausdruck. Seine politische Auffassung und „Tendenz" wird in etwa sichtbar durch das Folgende: „Haben (die Leser) empfunden, daß wir mit Objektivität die Politik des ablaufenden Dezenniums geschildert und mit Freimut das Urteil eines liberalgesinnten Mannes dazugesetzt haben, so sind wir gern zufrieden [21]."

Ein Jahr später, im Spätherbst 1894, wurde Stegemann von dem Schweizer Politiker Theodor Curti, dem nachherigen Direktor der „Frankfurter Zeitung" in die „große politische Arena" eingeführt. Stegemanns erste politische Zeilen befaßten sich mit der elsässischen Frage, „die damals noch geringem Verständnis begegnete" [22]. Wenn auch die Arbeiten nicht vorliegen konnten, so ist anzunehmen, daß darin die „frondierende" Stellung zum Ausdruck kam; sonst aber werden diese Frühарbeiten weniger ins Gewicht fallen, da sie auf Veranlassung und unter der Verantwortung des Chefredakteurs geschrieben wurden und nicht unter der eigenen des jungen Verfassers gingen.

Im Jahre 1895 berief man Stegemann zur Leitung des Feuilletons an die „Basler Nachrichten". Eine Vertragsbestimmung ist erwähnenswert, nach der er neben der feuilletonistischen Tätigkeit auch zur Unterstützung der Auslandspolitik herangezogen werden sollte. Stegemann, der nach seinen Angaben in Zürich seine anregendsten Jahre verbracht hatte, wurde auch in der alten Humanistenstadt bald vertraut [23]. In diesen drei Jahren seiner Basler Tätigkeit kam er „im journalistischen Berufe zur Selbständigkeit". Die zunehmende Erfahrung, besonders durch seine Einwirkung mit Berichten über die badische Politik ließen ihn zum bewußten politischen Journalisten werden.

Die Zeitläufte und die Jahre erreichten eine tiefere „Politisierung". Die Ereignisse sprachen ihn an. So wurde der Tod Bismarcks für ihn ein Alarmsignal. Um die Wende seines dreißigsten Lebensjahres beschäftigte er sich „systematisch mit der Geschichte des 19. Jahrhunderts und suchte durch historisch-

politische Aufsätze auf die Gegenwart zu wirken." In der folgenden, mit Dichtungen ausgefüllten Zeit findet sich journalistische „Gelegenheitsarbeit": Stegemann betrachtet sich immer (darauf muß hingewiesen werden) als Dichter und sah auch dort seine Hauptarbeit, was sich nur in der angespanntesten Pressetätigkeit während des Krieges am Berner „Bund" änderte. Der Dichter hat ohne Zweifel, wie Stegemann es auch selbst mehrmals in den Erinnerungen zugibt, unter diesem Zwang zur doppelten Tätigkeit gelitten. Willensakte, alle Bereiche zur Einheit zu vereinigen, konnten nur Notbehelfe sein; das Ergebnis war eine „ständige, aufreibende Selbstüberwachung" [24].

Die Lebenserinnerungen berichten im einzelnen davon, wie er in den Jahren 1895 bis 1902 tiefer in die europäische Politik eindrang und sich ausführlich mit den politischen Tagesfragen zu befassen begann, wozu er als Berliner Berichterstatter der Basler Nachrichten 1901/2 besonders Gelegenheit bekam. Im Jahre 1902 wurde er als Redakteur an die „Gartenlaube" berufen. Da sich die Hoffnung auf eine Erneuerung der Gartenlaube in anderem Geist nicht bestätigte, übernahm er wieder den Unterhaltungsteil des Basler Blattes. Erwähnenswert ist aber, daß Stegemann während seiner Berliner Tätigkeit nicht die Anknüpfung literarischer Beziehungen suchte, was nahe gelegen hätte, sondern er sich in der Hauptsache von den politischen Ereignissen und Strömungen angesprochen sah. Der Widerhall des Empfangs der Burenführer in der Berliner Bevölkerung habe „das stärkste politische Erlebnis (seiner) Berliner Jahre" gebildet. Der „Zickzackkurs der Wilhelminischen Ära" wurde ihm zu dieser Zeit bewußt. Im Reichstag trieb er politischen Anschauungsunterricht. Die bewußte „Pflege historisch-politischer und kriegswissenschaftlicher Betrachtungen", die für seine Tätigkeit im Krieg und im Nachkrieg wichtig wurden, begann in dieser Zeit. Unter dem Gesichtspunkt geopolitischer Erkenntnisse schrieb er seine Elsaßromane. Seine Tagesarbeiten befaßten sich in dieser Zeit eingehender mit dem an die Schweiz

angrenzenden Baden und dem Elsaß, wobei er einmal Gelegenheit hatte, vermittelnd auf eine wichtige militärische, Deutschland und die Schweiz angehende Frage (die Befestigung des Idsteiner Klotzes und der Tüllinger Höhen) einzuwirken.

Im Jahre 1906 löste sich Stegemann von den „Basler Nachrichten", um das Kurkommissariat in Badenweiler zu übernehmen. Dort begründete er die „Kurzeitung für Badenweiler und Umgebung" [25]. Von Badenweiler aus eröffnet sich die erste pressemäßige Hauptperiode: die Tätigkeit für den „Expreß" von Mülhausen im Oberelsaß.

ABSCHNITT II:

Vor dem Weltkrieg: Mülhauser „Expreß" und „Neue Konstanzer Abendzeitung", 1906 – 1914

An den „Expreß" wurde Stegemann in der Hauptsache von der für ihn brennendsten Frage der elsaß-lothringischen Verhältnisse geführt; in seiner Eigenschaft als Leitartikler des Blattes befaßte er sich aber auch mit allen übrigen Fragen der Politik (die aus dem Blickwinkel des Elsaß von vornherein eine besondere Beleuchtung erhielten). Der „Expreß de Mulhouse", erschien zweisprachig, deutsch und französisch, und war gewohnt eine vorsichtige und geschickte Oppositionspolitik zu treiben. Die Zeitung konnte sich auf eine bedeutende Überlieferung berufen; sie war das größte und einflußreichste Blatt des Oberelsasses, liberal und antiklerikal und das Blatt der rein „elsässischen" Belange [1].

Stegemann war als freier Mitarbeiter tätig (ähnlich seiner Berliner Stellung gegenüber den Basler Nachrichten), hatte aber bestimmenden Einfluß auf die Gestaltung der Zeitung. Den Ereignissen gegenüber fühlte er sich als „Chronist" und spricht von der politischen Feder des Chronisten [2], ohne aber mit dieser zeitüblichen Redewendung seine politische Einflußnahme abschwächen zu wollen. Sprachlich ist eine gewisse Zurückhaltung zu bemerken, die dem bürgerlichen Zeitungsstil der Zeit entsprach. Andrerseits wird auf eine überbetonte gefühlsmäßige Beeinflussung der Leserschaft in einer uns heute ungewohnten Weise nicht verzichtet; Stegemann kannte die Wirkung dieser

Art [3]. Die politischen Auffassungen des Verfassers der Leitartikel sind immer erkennbar und er versucht nie, trotz aller verdeckter Sprechart, sich zu „tarnen". In allen (politischen) Fragen sieht er sich selbst, nach der Auffassung der Zeit, als letzte verantwortliche Instanz an und arbeitet mit dem bewußten Auftrag politischer Journalist zu sein, im besonderen hier Wortführer für das Elsaß. Ohne aber, nicht nur weil es seiner Natur so entsprach, „angreiferisch" gesinnt zu sein; um selbst anzugreifen, mußte er erst „gereizt" werden. Nur in einer so wichtigen Angelegenheit wie die Frage der elsaß-lothringischen Verhältnisse kann er dazu kommen, seinen Auffassungen mit einem mehrmals wiederholten, zeitgemäßen „ceterum censeo" Nachdruck zu verleihen.

Die Leitartikel, von denen wenigstens in jeder Woche einer erschien, waren an der ersten Stelle des Blattes, der linken Hälfte der Titelseite, in deutscher Sprache inmitten des sonstigen französischen Textes hervorgehoben; mit der Freigabe dieses Raumes wurde ihnen mit Absicht die größte Wirkungsmöglichkeit zugebilligt.

Im ersten Leitaufsatz „An unsere Leser" gibt Stegemann das Programm: Der Expreß wolle seiner Überlieferung gemäß treu der Zeit dienen. Die „Forderungen einer drängenden Zeit" mit der eigenen alten Überlieferung zu verbinden, sei die Aufgabe. Unter den Forderungen der drängenden Zeit versteht Stegemann, wie sich später herausstellen wird, die Überführung des Elsässertums in das Reich: die innere Überwindung der „Souvenirs", der französischen Kulturüberlieferung. Der Expreß habe als zweisprachige Zeitung immer eine besondere Stellung eingenommen, das Blatt werde auch in Zukunft „sich von unfruchtbarem Chauvinismus, nach welcher Seite auch immer" freihalten; gemeint ist die Haltung der „Protestler" auf der elsässischen, wie der sogenannten „Alldeutschen" auf der altdeutschen Seite. An der Spitze des Expreß werde fortan ein deutscher Leitartikel erscheinen, der allwöchentlich die politischen Ereignisse und Verhältnisse, soweit Deutschland dabei

in Frage stehe, in sachkundiger Weise bespreche. Die Zweisprachigkeit des Blattes habe durch seine Überlieferung Daseinsberechtigung erworben und solle ein „Element des gegenseitigen Verstehens und der friedlichen Durchdringung der beiden Kulturkreise“ sein. Das Besondere der elsässischen Verhältnisse liege darin, „daß sich hier zwei Kulturkreise, zwei Gefühls- und Vorstellungswelten berühren, und es hieße den Bedingungen der Zeit und des Ortes sich widersetzen, wollte man den einen Kreis um des andern willen opfern. Nur im gegenseitigen Durchdringen liegt die Aufgabe, die höheren Zielen weist.“ Der französische Teil des Blattes werde an Raum gewinnen, der deutsche vielleicht an Qualität, soweit es die Befähigung des Verfassers zulasse. Stegemann verwahrt sich von vornherein gegen „eine vermeintliche deutschfeindliche Tendenz — zu dieser würde der Unterzeichnete gewiß seinen Namen nicht gegeben haben.“ Er ist vielmehr überzeugt, „daß das Blatt in seiner neuen Gestalt ebensosehr, wenn nicht noch entschiedener auf Achtbarkeit der Gesinnung, objektive politische Haltung mit ausgesprochen friedlicher Tendenz und journalistischer Bedeutung Anspruch erheben kann, wie bisher. Es ist eine Entwicklung zu höheren Zielen, entsprechend den Forderungen der Zeit, der ehrlich zu dienen unsere vornehmste Aufgabe bleiben wird. H. St.“ (29. 9. 06).

Damit ist das Programm gegeben: Keine politischen Übertreibungen nach irgendwelcher Seite, Rücksicht auf die gewachsenen, eigengearteten Verhältnisse im Reichsland und ihre von innen heraus weitergeführte, nicht von außen gewaltsam vorgetriebene Entwicklung zum Reich hin. Friedliche Zielrichtung und gesunde Mitarbeit am Gedanken des Friedens, dessen mögliche Verwirklichung Stegemann publizistisch vertritt und dessen Durchführung er in einer Verständigung und einem Ausgleich zwischen Deutschland und Frankreich sieht. Auch wenn man von dem zum Ausdruck kommenden „Werbungswillen“ des ersten Leitaufsatzes einmal absieht, kann von einem „idealen Programm“ gesprochen werden. Stegemann berücksichtigt zwar

noch nicht die Wirklichkeit der Widerstände, die sich dem Programm entgegenstellen werden; doch geschieht das wohl zum Teil mit Absicht, wenn er auch den ganzen Umfang der Widerstände erst im Laufe der Jahre selbst erfahren hat und manche Anschauungen daraufhin änderte. Hier soll zuerst einmal der Verlauf der Anschauungen allein untersucht werden, ehe auf die Wirkung des politischen Journalismus eingegangen werden kann[4]. In seinen ersten Aufsätzen kommt es Stegemann darauf an, sich der Leserschaft und „Notabeln", die hinter dem Blatt stehen[5] zu versichern; er will sich als neuen Mann beweisen, der die Verhältnisse mit einheimischem Verständnis besieht. Er vertritt scharf die elsässischen Belange gegen Angriffe von außen, sei es von Frankreich, sei es von „Berlin". Später, als er sicher steht und mehr die Notwendigkeit eines Ausgleichs sieht, beginnt er mit einer unabhängigeren Kritik der elsässischen Meinungen, wenn sie einem größeren Ganzen entgegenstanden. Nur am Rande braucht vermerkt zu werden, daß er ein überzeugter Anhänger eines Elsasses im deutschen Reichsverband war und daß er gegen alle französischen Forderungen zu Felde zog. Gerade seine Entwicklung zur elsaß-lothringischen Autonomie ist ein Beweis für die Geradheit seines politischen Kampfs.

Politisch kommt Stegemann in seinen Auffassungen vom Liberalismus her. Er hat einmal ausgesprochen, sich immer als ein seiner Zeit verbundener Mensch, deren Wandlungen er miterlebte, gefühlt zu haben[6]. Dabei war er nicht Liberalist im Sinne des „laisser faire, laisser aller", also in einer Form, die von vornherein abgelehnt werden muß, sondern als Dichter und sich berufen Fühlender hatte er die Auffassung vom verantwortungsbewußten „Individuum". Man wird auf den Gedanken des Volks, der vom älteren Liberalismus überkommen ist, zurückverwiesen; Stegemanns Auftreten gegen die Machtstellungen der „Reaktion" und des Zentrums entspricht in etwa dem damaligen Kampf gegen die Vorrechte des Adels und der Geistlichkeit. Im ganzen scheint Stegemann aber in

seinen politischen Auffassungen mehr gefühlsbestimmt als bewußt gewesen zu sein, für ihn ist der Liberalismus die vom Elternhaus überkommene Lebensform, er „reflektiert" nicht oder wenig darüber. Ein Grund mag darin zu sehen sein, daß seine dichterische Anlage und Neigung nicht ohne weiteres zur Politik hinführt; es gibt aber auch noch eine besondere Erklärung: Stegemann hat sich erst verhältnismäßig spät eingehender mit geschichtlichen Studien befaßt[7], das eigentliche historische Bewußtsein ist nicht immer tief genug gegründet. Bei der allgemeinen Aufnahme-Empfindlichkeit des Dichters und Journalisten spiegelt sich der Vorkriegsliberalismus dennoch in allen Abstufungen und mit der ganzen Uneinheitlichkeit wider, dem nationale Gedanken ebenso nahe lagen wie soziale, „ökonomische" und „kosmopolitische" Vorstellungen. Der bürgerliche Liberalismus der Zeit zeigt sich auch in der Vertretung seiner Anschauungen: Stegemann kam es meist (mit einer Ausnahme) auf eine gemäßigte, „liberale" Abwicklung der Dinge an, er vertrat den (partei)politischen Kompromiß, auch da wo man ihn nicht ohne weiteres erwarten konnte. Im Grunde lag das Übel bei der Zeit selbst, die sich in einer „fabelhaften" Sicherheit wiegte, der jedes Anecken fremd war und die alles mit dem „gesunden Menschenverstand" regeln zu können glaubte. Wohl ahnte und erkannte mancher (auch Stegemann) die innere Brüchigkeit dieser Sicherheit und schrieb darüber; aber im Grund stellte man nur fest, man „resignierte" mit seinem Wissen und bäumte sich nicht auf. Wieviel wurde z. B. über die Unvermeidlichkeit des kommenden (Welt)Kriegs geschrieben, wie wurde das Übel ausgemalt, ohne aber wahrhaft praktische (höchstens „dialektische", wenn nicht zu sagen „utopische") Vorschläge zu machen, wie er zu überwinden sei. Wenn man heute die Kritik dieser Zeit an ihrer Zeit überschaut, so kommt man von dem Eindruck nicht los, als habe man sich mit aller Kritik nur beweisen wollen, wie geordnet und wie glänzend die Verhältnisse doch eigentlich lagen und wie gut man leben konnte.

Was Stegemann angeht, so gab es in einer Frage keinen „Pardon", es ist die Frage, wo er nicht von allgemeinen Vorstellungen herkommt, sondern die Erfahrungen seiner Jugend verwertet. Die politisch-journalistische Vertretung der elsaß-lothringischen Frage hat er mit Schärfe durchgeführt; dort waren „Causerie" oder „Kompromißlösungen" nicht möglich, sondern nur eine wahre Lösung und Übereinkunft.

Diese „von Fortschritt zu Fortschritt stürmende, stoffhäufende, Erfolge verstreuende Zeit", wie Stegemann die Vorkriegszeit 1937 in einem Roman umschrieb [8], mußte erst die Erfahrungen des Weltkriegs und der Nachkriegszeit machen, um allgemein für einen geistigen Umbruch reif zu werden, dessen Spiegelbild der Ruf und Kampf Adolf Hitlers wurde.

Die elsaß-lothringischen Fragen.

Stegemann wollte also besonders in der elsaß-lothringischen Frage einen gesunden Ausgleich und eine fruchtbare Entwicklung anbahnen helfen. Die Haupttriebfeder seines ganzen politischen Journalismus der Vorkriegszeit liegt in dem Willen, an dieser inneren Vereinigung Elsaß-Lothringens mit dem Reich mitzuarbeiten. In diesem Zusammenhang muß auf die Geschichte der elsässischen Frage eingegangen werden.

Mit der Vereinigung Elsaß-Lothringens in das neugeschaffene Deutsche Reich im Jahre 1871 war für das „Reichsland" noch nicht die innere Beruhigung verbunden. Selbst der Begriff Reichsland war eine Notlösung. Baden und Württemberg hatten es abgelehnt, Elsaß-Lothringen zu übernehmen, wenngleich Bayern das neue Gebiet gern gegen badische Gebiete ausgetauscht hätte. So wurde der „Neuerwerb ausdrücklich dem Deutschen Reiche abgetreten" [9]. Wie im Jahre 1815 Österreich, der überkommene Erbe für das Oberelsaß und Lothringen, „sich als ausgesprochen grenzscheu und unwillig, die Wacht am Rhein zu beziehen" erwies, so verhielt sich Baden 1871 in ähnlicher Weise. Trotzdem blieb die Frage der Aufteilung nach

1870 immer offen, und es könne ohne Übertreibung gesagt werden (so urteilen der letzte Reichsstatthalter von Elsaß-lothringen Rudolf Schwander und Fritz Jaffé), daß alle Möglichkeiten „von der Begründung eines autonomen Bundesstaates bis zur zerstückelnden Aufteilung unter benachbarte Bundesstaaten den gesamten, mehr als vierzigjährigen Weg des deutschen Elsaß-Lothringens unsichtbar begleiten.“ Man hätte nach der Reichsgründung das Reichsland „zum Bundesstaat entwickeln, d. h. seine partikularistischen Funktionen bis zum badischen oder württembergischen Grade sich steigern lassen, oder aber die partikularistischen Einrichtungen der andern Bundesstaaten allmählich abbauen“ sollen, so daß diese selbst „Reichslande“ wurden. Der zweite, nähere Weg erwies sich als nicht gangbar; und erst die Entwicklung im Kriege und Nachkrieg habe zur heutigen Reichsstatthalterschaft hingeführt.

Der Versuch, das Reichsland nach 1871 nach dem Muster einer preußischen Provinz zu verwalten, war selbst unter dem geschickten kaiserlichen Kommissar Ed. v. Möller fehlgeschlagen; die ersten Reichstagswahlen standen in allen Wahlkreisen unter dem Zeichen des Widerspruchs. Gegen die „Protestler“ kämpften die sogenannten Autonomisten mit dem Ziel der Entwicklung der Reichslande zum selbständigen Bundesstaat. An diese Überlieferung wird Stegemann später anknüpfen. Die 1879 gegebene Verfassung, eine eigene Regierung mit einem kaiserlichen Statthalter und einem mitverantwortlichen Ministerium, wurde erst 1911 weitergeführt. Aber schon „von der Mitte der achtziger Jahre bis etwa 1900 ist die Verfassungsfrage nie völlig zur Ruhe gekommen.“ Seit 1900 klopfte dann, da das Geschlecht der französisch geborenen und erzogenen Elsässer ausstarb, „die Jugend an. Sie will den Bundesstaat vollen Rechts: aus materiellen Gründen, um nicht in der Heimat hinter Fremden zurückzustehen, aus ideellen Gründen, um nicht im Reiche als Staatsbürger minderen Rechts zu gelten.“

Für Stegemann sind hauptsächlich eben diese „ideellen Gründe“ maßgebend. Nach ihm beginnt die Tragödie des El-

sässertums im 17. Jahrhundert. Das Elsaß fiel gerade zu dieser Zeit an Frankreich, als Richelieu das feudale und föderalistische Frankreich zum absolutistischen Einheitsstaat zusammenschloß. „Dieser Prozeß ist dem Elsaß, in dem hundert Herrschaften in- und nebeneinander geschachtelt saßen und ihr eigenes Leben lebten, zum Verhängnis geworden“ [10]. Der Elsässer blieb aber „Frondeur“, selbst „als er sich schon längst mit dem Heraustreten aus des verblaßten Reiches Herrlichkeit abgefunden hatte“. Die französische Revolution schuf aus dem Elsaß „eine Parzelle der einen und unteilbaren Republik“. Obwohl das politische Eigenleben erstickt war und das Elsaß mit „den Idealen der Revolution als französischen Errungenschaften“ für Frankreich gewonnen war, frondierte der „von der Geschichte gewissermaßen zum Frondeur erzogene“ Elsässer, rettete sein Volkstum und das Elsaß „blieb ein Stück Frankreich, das im Wesen deutsch war“. Nach der Erstarkung des deutschen Nationalgedankens ging das Zweite Kaiserreich daran, das Land so rasch wie möglich zu französisieren. Die elsässische Frage reifte nun „zum seelischen Problem, denn nun war die deutsche Sprache, war die ganze große Kulturtradition und mit dieser das volkstümliche Eigenleben des Landes gefährdet“. Durch den deutsch-französischen Krieg wurde das Land in seinem Zwiespalt nur nach Osten herumgerissen. Die Wirkung der französischen Kultur und der „Gloriole“, an dem das Elsaß seinen bedeutenden Anteil besaß, die ökonomische Bindung an Frankreich erschwerten dem Elsässer den Rücktritt in die deutsche Gemeinschaft, die „nicht mehr die alte war, sondern sich auf der erhaltenen feudalen Grundlage ganz anders entwickelt hatte als der französische Staat“. Selbst Bismarck hatte den Fall einer Rückgewinnung nach zweihundertjähriger Trennung als in der Geschichte „sehr selten“ bezeichnet [11]. Dem um sein Eigenleben kämpfenden Elsässer wurde vom Schicksal wiederum die Rolle des „Frondeurs“ zugeteilt. Die elsässische Frage wurde zugleich zu einer Grundfrage der europäischen Politik. Der Kampf war, so führt Stegemann weiter aus, „von

zweifacher Tragik“, wurde von Deutschen gegen Deutsche geführt, „deutsches Volkstum, in das französischer Geist eingedrungen war“, kämpfte nicht mehr um seine alte Sprache und seine Sitten, sondern „um die Zweisprachigkeit, um bürgerliche Freiheiten und um das neuerstandene Recht der Selbstbestimmung“. Es war „ein Kampf zwischen deutscher Staatskunst und elsässischer Eigenart“. Für Stegemann gab es in diesem Kampf nur einen Ausweg: „Die Erhebung des Reichslandes zu einem deutschen Bundesstaat, denn die Wiedererweckung der Selbstverwaltung der Gemeinden genügte nicht, dem Lande einen geistigen politischen Lebensraum zu sichern“. Von hier aus ist der politisch-publizistische Kampf Stegemanns für das Elsaß zu verstehen.

Wie persönlich Stegemann die elsaß-lothringische Frage berührte, geht aus einem Wahlaufruf im Oktober 1911 hervor[12]: „Ich habe die ganze Zeit des Übergangs unter Elsässern gelebt, bin zum Elsässer geworden und habe seit mehr als zwanzig Jahren versucht, dem Lande und dem Volke gerecht und ein Herold zu werden und seine Stimmungen und Schicksale zu spiegeln.“ Das Elsaß könne zum ersten Mal seit 41 Jahren sein Schicksal selbst entscheiden. Es sei d o c h vorwärtsgegangen. Dieses „doch“ scheint nicht ohne Befriedigung gesagt zu sein, denn Stegemann hat sich inzwischen fünf Jahre in vorderster Front am „Expreß“ für eine gesunde elsässische Entwicklung eingesetzt; das Echo seiner Aufsätze war bedeutend geworden. Gleichzeitig ist auch eine innere Weiterentwicklung der Anschauungen Stegemanns gegeben, der sich vom „Frondeur“ der Jugend zu einer sachlicheren Auffassung gewandelt hat: „Die Gegenwart leidet keine Gefühlspolitik mehr, die am Vergangenen hängt und im Bekränzen altehrwürdiger Erinnerungen sich erschöpft“, ruft er den Elsässern zu. „Wir sind Kinder unserer Zeit und unsere Zeit hat das Recht von uns praktische Anerkennung des ‚status quo‘ zu verlangen. Es ist für mich auch gar kein Zweifel, daß der gesunde Sinn der Bevölkerung diese Anerkennung vollzogen hat. Schweren Herzens vielleicht, aber

mit willensstarker Überwindung. Und wenn das, was man in einem weiteren und höheren Sinne das ‚Souvenir français' nennt, heute trotzdem umso lebhafter aufzuleuchten scheint, so ist gerade das vielleicht ein Zeichen dafür, daß Ihr Euren Frieden mit den Verhältnissen gemacht habt und diesen Kultus der Vergangenheit darum um so idealer pflegt. Mit den staatsrechtlichen Verhältnissen, wie sie in der Einverleibung durch das Deutsche Reich geschaffen worden sind, mußtet Ihr Euch abfinden. Aber dieses Einverleiben sollte und durfte kein Verschlucken werden, darf kein Preisgeben der Bodenständigkeit und jenes echten Partikularismus sein, der die Quelle des Reichtums und der kulturellen Vielgestaltigkeit Deutschlands geworden ist." Unter Partikularismus versteht Stegemann „die Bewahrung der subtilen Eigenart, die allmähliche Gewinnung und Aufrichtung einer Autonomie, wie sie allein Elsaß-Lothringen entspricht."

Der Ton dieses Leitartikels ist ganz auf die Auffassungsweise des Elsässers zugeschnitten: Herzlichkeit der Anrede und ohne falsches „Pathos", Sprache, wie sie im Elsaß verstanden werden konnte. Hier ist nicht der Ort, die Mängel der Behandlung des Elsässers durch die deutsche Vorkriegspolitik zu untersuchen; darauf haben Berufenere (wie Schwander und Jaffé) schon hingewiesen. Stegemann selbst hat z. B. eine unbedingte Abneigung gegen jeden falschen Ton und prangert in seinen Artikeln etwa bloßes „patriotisches" Gerede, wo er es trifft, an.

An der kulturellen Verständigung zwischen Deutschland und Frankreich mitzuarbeiten, das ist nach Stegemann die eigentliche Aufgabe des Elsasses: es habe die Rolle des Mittlers, als das „von beiden Strömen germanischer und gallischer Kultur genährte Land" und die ganz besondere Sendung, an der Verwirklichung der Verständigung zu arbeiten, deren Auswirkungen dem Lande selbst zugute kommen. Stegemann sieht in der Arbeit für diese Verständigung eine seiner vornehmsten publizistischen Aufgaben[13].

Scharf äußert er sich zur Sprachenfrage[14]. Eine Kri-

tik für diesen besonderen Fall ist nicht möglich, da die Entwicklung des Reichslands im Verband des Deutschen Reichs mit 1918 abgerissen ist. Stegemann ist gegen ein „bewußtes Abgraben dieses zweisprachigen und doppelgenährten Kulturterrains." Die französische Sprache im Grenzland auszuwurzeln, könne kein Regierungsprogramm sein, denn sie sei ein „Bindemittel zwischen zwei Kulturnationen, die zwischen sich eine Reibungszone" hätten, in der französische und deutsche Kulturbestandteile „eine vielleicht nicht künstlerisch vollendete, aber ... in ihrer Bodenständigkeit durchaus berechtigte und natürliche Verbindung eingegangen sind" [15]. Ebenso richtet er sich einmal gegen einen Aufsatz „Verwelschung" in der Straßburger Post, in dem altdeutsche Gelehrte sich gegen die Erteilung des französischen Sprachunterrichts wenden. Stegemann macht geltend: Man erörtere nicht etwa in sachlicher Form „die unbestreitbaren pädagogischen Schwierigkeiten eines zweisprachigen Unterrichts in der Volksschule", sondern predige lediglich „mit tönenden Worten gegen die Verwelschung". Er weist auf die Vorteile der Mehrsprachigkeit hin (am Beispiel der Schweiz). Stegemann urteilt in dieser Angelegenheit ganz als Elsässer und Schweizer; die Dinge in dieser Weise aufzufassen, rechtfertigt ihn seiner Ansicht nach vor sich selber. Als sich die politischen Zwischenfälle im Elsaß häufen und es in Mülhausen beim Spielen der Marseillaise zu Beifallskundgebungen und anschließenden scharfen Gegenmaßnahmen der Regierung kommt, nimmt Stegemann eine auch später oft vertretene Taktik der „Bagatellisierung" auf, um die Gemüter auf beiden Seiten zu beruhigen. Die Proteste der Bevölkerung nennt er kleine Eitelkeiten, mit einem Lächeln zu betrachtende Äußerlichkeiten und gibt eine humoristische, journalistisch nicht unwirksame Begründung: „Wer in Altdeutschland gegen die Regierung protestieren will, der legt bei den Wahlen einen sozialdemokratischen Zettel in die Urne; in Elsaß-Lothringen gibt man diesem Protest in anderer Form Ausdruck. Hier schwellen in solchen Fällen weniger die sozialdemokratischen Stimmen an, weil es noch einen ent-

schiedeneren Ausdruck des Protestes gegen reaktionäre Regierungsweise gibt." Man kann die Regierung „ein wenig ‚frotzeln', wie der Wiener sagt, indem man eine indiskrete Kravatte trägt oder jene Kokarde hervorsucht, die einst als das erklärte Freiheitszeichen galt und damals von Leuten getragen wurde, die eine politische Ära mit Blut und Eisen einleiteten."

Die Regierung in Berlin solle nicht mit Kanonen auf Spatzen schießen, wenn sie dagegen vorgehen wolle (1. 12. 09). Stegemann will schonen, den Elsässer mit unauffälligen Mitteln an das Reich heranführen und auf die Aussichtslosigkeit jeder politischen Zwangsmaßnahme gegenüber dem Elsässer hinweisen, denn er kennt die Meinungen und Einstellungen dieses Volkes[16]. In seinem publizistischen Kampf wird im Grunde nur das verlangt, was heute politische Selbstverständlichkeit geworden ist: die Kunst der Menschenführung. Es ist interessant und aufschlußreich, den Durchbruch zu einer moderneren Auffassung in Stegemanns Journalismus widergespiegelt zu sehen. Die noch 1910 nach (mißverstandenen) „preußischen Grundsätzen und Anschauungen arbeitende Verwaltung" nennt er einen „Hauptmißgriff"; man verkenne den „keineswegs verwelschten, (sondern) alemannisch-partikularistischen, nüchtern zu nehmenden, demokratischen Charakter" und das ans Süddeutsche, an den Schweizer erinnernde Wesen „der hartköpfigen, derben, materiellen, aber billigen und dankbaren Empfindungen zugänglichen Bürger, Bauern und Arbeiter" (7. 12. 10). Die elsässische Frage sei durch das Hineintragen falscher Behandlungsmethoden verwirrt worden und habe dem Elsässer einen Teil seiner Unbefangenheit gegenüber dem Reich genommen (6. 6. 08). „Der Zickzackkurs, der Wechsel zwischen Umschmeichlung der für einflußreich gehaltenen einheimischen Kreise und brutaler Polizeiwirtschaft, die neudeutsche Verwechslung des Scheins der Macht und der äußeren Kundgebung der Loyalität mit wirklichem Einfluß und aufrichtiger Anhänglichkeit, die Verständnislosigkeit manches hochmögenden Aristokraten und Bürokraten . ." seien

die Gründe einer mangelnden geistigen Berührung zwischen dem Elsaß und Altdeutschland. „Gestehen wir es ruhig ein", so schreibt Stegemann weiter, „die deutsche Regierungskunst hat in den 40 Jahren ihrer germanisatorischen Tätigkeit im Reichsland selten eine glückliche Hand gezeigt und wenig von den gegebenen Versprechungen gehalten . ." (7. 12. 10). Daß Stegemann sich ebenfalls mit besonderer Stärke gegen die sogenannten Alldeutschen (die allerdings nach Erich Brandenburg nie politischen Einfluß gehabt haben) wendet, liegt ganz auf derselben Linie. In Berlin fänden sich noch immer Anhänger der „Glacistheorie" [17], nach der eine Fortbildung der elsässischen Verfassung unnötig sei, und man treffe auf die Meinung, der Elsässer sei moralisch minderwertig. Stegemann anerkennt andrerseits rückhaltlos das Verständnis vieler im Elsaß lebender Altdeutscher [18] und wendet sich gegen die politischen Auswüchse, gegen die Übersteigerung des „Protestes" auf der elsässischen Seite; er geht gegen die parlamentarischen Auswüchse des Abgeordnetenhauses an und mahnt zur Disziplin (2. 3. 10). Die ganze elsässische Frage sei nur eine innenpolitische Frage, nicht der Außenpolitik, so bringt er es einmal in offensichtlich journalistisch überspitzter Form zum Ausdruck. Dieses sich ausdrückende Übergehen der französischen Bestrebungen auf die „verlorenen Provinzen" wird Taktik sein, denn Stegemann ist die französische Revancheidee selbstverständlich bekannt. Ihm muß es auf Beruhigung seiner leicht erregbaren (süd)elsässischen Leserschaft ankommen, wenn er überhaupt im Sinne des Deutschtums tieferen Einfluß gewinnen will. Gleicherweise verband er damit aber auch einen Hinweis an die deutschen Regierungsstellen, daß nach Lösung der inneren Spannungen zwischen dem Elsaß und dem Reich den politischen Vertretern jenseits der Grenzen die Agitation wenigstens nicht erleichtert wird.

Die Kernfrage zur Lösung aller Schwierigkeiten liegt für Stegemann in der Fortführung der elsaß-lothringischen Verfassung, die seit 1879, also seit etwa 30 Jahren nicht

weitergekommen, aber auch nie zur Ruhe gekommen war. Sie macht das Kernstück der stegemannschen politischen Tätigkeit vor dem Kriege aus. Er hat auch in andern Blättern für diese Verfassungs-Fortbildung geworben; es wird eine Art von Zähigkeit und Verbissenheit bei ihm sichtbar, ein Widerstand, den man bei dem sonst auf gemäßigte Auseinandersetzung wertlegenden Dichter und Publizisten nicht oder nur selten findet.

Stegemann beruft sich klug auf eine gewichtige Stimme: Bismarck. Unter dem Motto: „Wenn man das heute liest, so wird man einen bitteren Geschmack auf der Zunge spüren" (3./4. 1. 11.), veröffentlicht er die Rede Bismarcks an die elsässischen Notabeln: Elsaß-Lothringen werde in jeder Weise den andern deutschen Staaten gleichgestellt und er, Bismarck, hoffe, daß es einer tätigen und weisen Verwaltung gelingen werde, in nicht zu ferner Zeit die Schmerzen des Krieges vergessen zu machen. Die Elsässer würden in einem Vaterland leben, das dem Reich und niemand anderem angehöre.

Eine Grundforderung ist, „die Gleichstellung des Elsasses mit den anderen Bundesstaaten" zu erstreben; damit eröffnet Stegemann 1907 seinen publizistischen Kampf im „Expreß". „Aber nicht die formale, sondern die inhaltliche Gleichstellung" ist wichtig; es kommt nicht auf parlamentarische Einzelheiten an (ob ein elsässisches Zweikammersystem geschaffen werde oder ob man gar an eine monarchische Spitze denke), sondern es „handelt sich um eine selbständige Legislative der elsässischen Volksvertretung und die Ausschaltung von Instanzen, die einer vernünftigen Autonomie im Wege stehen. Dazu bedarf es keineswegs der Aufgabe des Begriffs des Reichslandes, denn es besteht in den maßgebenden Kreisen schwerlich die Neigung, diese historische Bezeichnung und damit auch die Grundidee des staatlichen Gebildes aufzugeben . . . Am wenigsten aber ist eine Anschließung des Elsasses und Lothringens an einen oder anderen oder zwei oder drei Bundesstaaten zu denken. — Heute ist dieser Gedanke überhaupt nicht mehr zeitgemäß. Die Elsässer aber haben Grund, mit der Aufrichtung des politischen

Gebildes eines Reichslandes zufrieden zu sein, denn dieses allein hat ihnen die Bewahrung ihrer Stammesart in einem eigenen politischen Verband gewährleistet, mag auch die Verfassung des Reichslandes noch so sehr des Ausdrucks bedürftig sein." (16. 3. 07).

Stegemann gibt dabei selbst Anregungen (4. 6. 07): Bei der Verfassungsänderung handelt es sich darum, „die vermittelnde Linie zu finden, auf der sich die Reichsgewalt, die verbündeten Regierungen und das Elsaß wiederfinden. Ohne Kompromisse kann und wird es nicht abgehen." Das Reichsland wird von einigen Wünschen Abstand nehmen müssen, Entwicklungen vollziehen sich nicht sprungweise. „Man mag bedauern, daß die politische Emanzipationsbewegung so spät erst mit Aussicht auf Erfolg eingesetzt hat, denn dadurch sind die Etappen zurückgeschoben worden." Es müsse gelingen, eine dem Lande einigermaßen gerecht werdende Autonomie sicherzustellen, bei der sich das Reich jene „Cautelen" vorbehält, die es glaubt fordern zu müssen. Ruhenlassen dürfe man die Verfassungsfrage nicht. „Wenn je, dann ist hier das Wort n i c h t am Platze, das solange das Leitwort des Elsässers war — gezwungenermaßen, wie wir gern zugeben: Quieta non movere" [19].

Da die Verfassungsfrage immer weiter hinausgeschoben wird, muß Stegemann die alte Beruhigungstaktik aufnehmen, gegenüber seiner Leserschaft wie gegenüber — sich selbst. Wenn wieder einmal eine Hoffnung auf Ankündigung der Verfassung zerschlagen ist, bemerkt man bei ihm selbst eine Niedergeschlagenheit, die er übrigens keineswegs aus den leicht ersichtlichen Gründen der Wirkung auf die Leserschaft zu verbergen sucht. Dies ist besonders der Fall, als nach dem zweimaligen Besuch des Kaisers im Jahre 1908, bei der Schenkung der Hochkönigsburg und anläßlich der Manöver im Elsaß die langerwartete Verfassung nicht verkündet wird und es überhaupt „mit der Mündigsprechung Elsaß-Lothringens" nicht vorwärtsgeht (23. 5. 08). Stegemanns Absichten sind ja schon aus den angeführten Abschnitten ersichtlich; es mag aber noch besonders betont

werden, daß er einem elsässischen Lokalpatriotismus ebenso fern ist (auch vom Elsaß werden Opfer gefordert) wie er vom Reich eine Lösung verlangt. Das Elsaß müsse „als gleichberechtigtes Glied" in der Reihe jener Bundesstaaten stehen, „die heute noch patronisierend über das reichsunmittelbare Lehen wachen." (30. 5. 08). „Freilich", so führt er einmal 1911 aus[20], „man wird immer wieder den Einwand der „Unreife der elsässischen Verhältnisse" erheben. „Ein Baum, dem man den Untergrund versagt, kann keine reifen Früchte bringen. Überhaupt — ich bestreite diese Unreife. Sie wird charakterisiert durch die Aufbauschung und Übertreibung gewisser Vorfälle, wie sie unter so ungewöhnlichen, unsicheren Verhältnissen gang und gäbe sind." — Den Grund, daß man die Verfassung nicht verkündet, sieht Stegemann „in den Schwierigkeiten der Materie" wie in „der bürokratischen Auffassung von der Berechtigung des Reichslandes, diese Reform zu verlangen" (5. 9. 08). Einmal befaßt er sich in einer ganzen Artikelreihe mit dieser Frage, teilweise veranlaßt durch die feindselige Einstellung „alldeutscher" Blätter[21]. Unnütz sei auch der Gedanke, Elsaß-Lothringen zu einem Freistaat im Stil der Hansastädte machen zu wollen, „denn Deutschland ist ein Bund der Fürsten, und es wird noch lange währen, bis die Einheitsidee so ins Blut übergegangen ist, .. daß Dynastien ihrer Bedeutung als Eisenklammern im Gebälk des Reiches entkleidet werden" (12. 9. 08). Was Stegemannn damit vorschwebt, ist der Begriff eines vielgestaltigen Gesamtdeutschland.

In den kommenden Jahren versäumt es der Publizist niemals, bei Gelegenheit von der Verfassung zu sprechen: wenn die elsaß-lothringische Frage in Berlin einmal, wie er es ausdrückt, „aus der Versenkung getaucht ist, in die sie nach kurzem Erscheinen immer wieder wie ein Bühnengespenst zu verschwinden pflegt"[22]. Im Jahre 1910 sieht er einen Fortschritt in der Rede Bethmann Hollwegs: der neue Kanzler habe „eine versöhnliche und verheißende Antwort und Erklärung zur Verfassungsfrage gefunden" und „die staatsrechtlichen Schwierigkeiten

nicht mehr als Erschwerungen" hingestellt. Unter der Überschrift „Die Osterbotschaft" wendet er sich gegen die Auffassungen elsässischer Kreise, die an eine Verfassungsfortbildung, wenn auch inzwischen dreißig Jahre vergangen seien, nicht mehr glauben wollten (23 3. 10).

Ein Herrscherhaus in Elsaß-Lothringen, so äußert sich Stegemann darüber, sei wegen der Eigenart der elsässischen Bevölkerung wie aus historischen Überlegungen ein „Anachronismus". Die „Patina der Geschichte und die Tradition" fehle. Als der Kaiser anläßlich eines Besuchs im Elsaß „großes und warmes Interesse an der Verfassung" zeigt und in diesem Zusammenhang eine neue Dynastie ablehnt, begrüßt Stegemann dies (4. 5. 10).

Das Reich trat im Juni 1910 an die Verfassungsfrage heran. Die erwartende Spannung bei dem Publizisten ist unschwer festzustellen. „Nach Hangen und Bangen, nach Schieben und Stoßen und Würgen und Wehren sind wir glücklich soweit gelangt.." (22. 6. 10). Störungsversuchen der elsässischen Parteien, die Durchbringung der Verfassung aus parteipolitischen Erwägungen gefährden zu wollen, tritt er scharf entgegen; besonders das Zentrum steckt schwere Angriffe ein. Den Reichsstatthalter, Graf Wedel, unterstützt er publizistisch. Stegemann wurde durch seine Tätigkeit am „Expreß" mit dem Statthalter persönlich bekannt. Graf Wedel, der mit dem Generalsstreifen Diplomat geworden war" und den elsässischen Verhältnissen erst noch unvertraut gegenüberstand, hatte zuerst Mißtrauen erweckt, das aber bald überwunden wurde, als der Graf gerade wegen seiner konservativen Anschauungen mit den üblichen Versprechungen, die nachher nicht gehalten wurden, zurückhielt. Der Statthalter nahm es planmäßig in die Hand, endlich „dem Lande ein Versprechen einzulösen, das vonseiten des Reiches gegeben und lange fällig war" [23],

Als die Verfassungsvorlage im Entwurf im Oktober 1910 erscheint, lehnt Stegemann sie ab; auf die Einzelheiten dieses Entwurfs einzugehen, ist hier nicht möglich. Der Publizist sieht

das Unzureichende vor allem darin, daß keine Stimmen im Bundesrat vorgesehen waren (dies wurde in der Folgezeit abgeändert) (21. 12. 10). Seine Leitartikel darüber sind nicht eigentlich angreiferisch, sondern eher etwas niedergeschlagen und zeigen Enttäuschung. Lebendiger wurde er, als er von dem Plan Ziegler hört, der das Elsaß zu einer preußischen Provinz machen will. Das sei das Verkehrteste, und abweisend betont er: „Dann noch lieber eine kaiserliche Verfassung mit einer Scheinautonomie als eine auch feierlich proklamierte und verbriefte Verpreußung“ (18. 1. 11). Stegemann bringt wie auch schon früher auf diese Art zum Ausdruck, daß dem Elsässer das „Gefühl der Stammeseigenschaft und der Schicksalsgemeinschaft“ im Rahmen des Reiches nicht verloren gehen darf (4. 5. 10). Als sich im Februar 1911 die Kämpfe im Reichstag immer mehr erhitzen, führt ein Aufsatz „Wo wills hinaus“ nicht ohne Bissigkeit aus, die Vorlage drohe zu einem Prüfstein der Innenpolitik zu werden; dabei hält Stegemann nicht mit seiner Enttäuschung über die unwürdige Behandlung der Frage vor dem Forum des Reichs zurück. „Es wäre ein Selbstbetrug sich zu verhehlen, daß das öffentliche Interesse an der Verfassungsfrage stark im Abnehmen begriffen ist“; um aber gleich wieder ernster zu werden: daß man Elsaß-Lothringen nur für wirtschaftliche Angelegenheiten Stimmen im Bundesrat zugestehen wolle, sei „Schmälerung und Mißtrauen“ und eine „Verewigung des Begriffes Reichsland“ (1. 3. 11). Nach dem Zugestehen der drei Stimmen im Bundesrat im März 1911, die nur in wenigen besonderen Fällen nicht wirksam waren, begrüßt Stegemann das als einen Fortschritt, wenn auch als „Etappe“. Im ganzen merkt man aber, daß die Zukunft der Verfassung nicht mehr mit der früheren Unbekümmertheit als sicher angesehen wird; ein erregterer Ton ist besonders bei Angriffen von außen feststellbar [24]. Mit seiner Opposition stand Stegemann schließlich keineswegs mehr allein, sondern selbst die regierungstreue Straßburger Post wurde „zur etwas ungeduldigen Mahnerin“ [25].

Nach dem Erscheinen der elsaß-lothringischen Gesetzvorlage gibt Stegemann unter der Überschrift „Ohne Hand und Fuß" (5. 4. 11) seiner Enttäuschung Ausdruck: sie sei „unfertiger, unbrauchbarer und widerspruchsvoller" wie keine. Selbst der Reichsstatthalter, Graf Wedel, hatte seine tiefen Bedenken gegen die „kleine Abschlagszahlung" [26]. Stegemann zählt die wichtigsten Punkte auf: die Wahrung des Reichslandcharakters, die Ernennung und Abberufung des Reichsstatthalters durch den Kaiser; die Bildung der Ersten Kammer aus fünf Mitgliedern (zwei Bischöfe, zwei Konsistorialpräsidenten und ein Oberlandesgerichtspräsident); über die Zweite Kammer sei man sich noch nicht einig. Wenn die Vorlage Gesetz würde, schreibt Stegemann abschließend, „ist doch jedenfalls auf weitere Zugeständnisse von größerer Bedeutung kaum mehr zu rechnen". Das oberste Gesetz aller Elsaß-Lothringer müsse bleiben, alles für einen weiteren Ausbau der Verfassung daran zu setzen und in keinem Fall das leider noch ferne Ziel der Erhebung zum gleichberechtigten deutschen Bundesstaat aus den Augen zu verlieren. Ohne Unterschied der Parteien müßten alle elsässischen Politiker darauf verpflichtet werden (12. 4. 11). Die Verfassungsreform sei eine „magere Abschlagszahlung", die nur beweise, daß man dem Elsaß etwas schuldig sei. Zur Begrüßung der Annahme sei kein Anlaß vorhanden, wenn auch schließlich der Fortschritt anerkannt werden müsse: die Verfassung sei bei aller Kritik doch „ein Schritt aus schwankendem Boden auf festeren Grund. Aus der Stickluft eines Notabelnsystems, aus der Enge eines sich im Kreise drehenden Regierungssystems, das die Stagnation selbst war, tritt Elsaß-Lothringen an den Anfang eines neuen Weges." Ob die Autonomie am Ende des Wegs stehe, werde sich zeigen. Zunächst müsse die Politisierung des Landes in die Hand genommen werden, insbesondere des Bürgertums. Er fordert zur positiven Mitarbeit auf und weist auf den „bon sens" des Elsässers hin, der nötiger und nicht weniger bodenständig sei als „esprit frondeur". In dieser Aufforderung zur politischen Betätigung liegt

eine persönliche Erfahrung Stegemanns aus dem Laufe der Jahre: daß die bloße journalistische Untersuchung und Feststellung der die Zeit bewegenden Fragen nicht zum Ziele führt. Die schließliche Vertretung der Autonomie durch den Publizisten ist neben den sachlichen Erwägungen auch das Ergebnis seiner persönlichen Enttäuschung darüber, daß die Frage trotz seiner Arbeit nicht weitergekommen ist. Durch die Zabernaffäre mit ihrem Echo in der ganzen Welt sieht Stegemann die politische Saat des Deutschtums im Elsaß fast vollständig zertreten. Am Silvestertag 1913 schreibt er: „L'AUTONOMIE EST EN MARCHE und mit ihr Friede und Versöhnung nach innen und außen." Kurz vor Ausbruch des Weltkriegs kommt er noch einmal auf Elsaß-Lothringen zu sprechen: „Und Elsaß-Lothringen? Ceterum censeo: gleichverpflichteter, gleichberechtigter und gleichgeachteter Bundesstaat . . . im Rahmen des föderativ gestalteten Deutschen Reiches" [27]. Der Weltkrieg hat der Tätigkeit Hermann Stegemanns, was das Elsaß betrifft, ein Ende gesetzt. Die weitere Entwicklung wurde durch den Krieg selbst bestimmt.

Deutsche Innenpolitik.

Viele dieser Arbeiten, die sich mit den laufenden politischen Tagesereignissen befassen, haben nur bedingten Wert; sie vertreten außerdem nicht immer eine bedeutsame Meinung des Verfassers (nicht hinter jedem Aufsatz muß das volle Gewicht der Persönlichkeit eines Journalisten stehen). Hier kann es sich nur um eine sinnvolle Auswahl der mehr als 500 Leitaufsätze im „Expreß" und in der „Neuen Konstanzer Abendzeitung" handeln.

Schon während seiner Tätigkeit an den „Basler Nachrichten" hatte Stegemann begonnen, an der politischen Gestaltung des Badener Landes Anteil zu nehmen. Diese Beschäftigung, wohl auf Anregung des Leitartiklers Born, lag im Sinne des

Blattes, dessen Wirkung sich auf das nahe Deutschland wie die Schweiz erstreckte.

Stegemann handelte dabei als „Außenstehender", d. h. als Schweizer Bürger. Das war rechtlich möglich (beispielsweise wurde zur Übernahme des staatlichen Kurkommissariats in Badenweiler nicht die deutsche Staatsangehörigkeit notwendig). Diese politisch-journalistische Tätigkeit von außen, persönlich noch der Neigung und Veranlagung Stegemanns zur „Distanz" entsprechend [28] entband den Verfasser der Aufsätze keineswegs der Verpflichtungen gegenüber Deutschland, vielmehr wurde Stegemann gerade aus dem Gefühl der Notwendigkeit eines Eingreifens zu dieser Tätigkeit bestimmt.

Sein erstes mittelbares Einwirken auf die badische Innenpolitik war der Abdruck eines Wahlaufrufs des nationalliberalen badischen Führers Gustav Binz in den Basler Nachrichten, der zu einem Zusammenschluß der nationalliberalen, demokratischen und sozialdemokratischen Partei im Wahlkampf gegen das Zentrum aufforderte. Die nationalliberale badische Partei war 1863 gegründet worden und besaß zuerst den maßgebenden Einfluß allein, als der Großherzog Friedrich I. sich zu einer „freiheitlichen Politik" bekannt hatte und mit seiner Reformgesetzgebung zu einem der stärksten Vertreter des liberalen und nationalen Gedankens in Deutschland geworden war. Im Jahre 1893 verlor die nationalliberale Partei die absolute Mehrheit im badischen Landtag, das Zentrum zusammen mit den Demokraten und Sozialdemokraten setzte sich für eine Wahlreform ein, die 1904 erreicht wurde: das allgemeine, geheime und direkte Wahlrecht für die Zweite Kammer und die Ergänzung der Ersten Kammer durch Vertreter aus den Handels-, Handwerker- und Landwirtschaftskammern. Seit den Wahlen von 1905 war das Zentrum die stärkste Fraktion. Dagegen bildete sich der liberale Block mit Unterstützung der Sozialdemokraten. Die Wahl von 1909 sollte die Geschicke des Landes neu entscheiden. Stegemann stand an der Seite einer

kleinen badischen Gruppe, der badischen Demokraten, im publizistischen Kampf.

Heute erscheint diese parteipolitische Betätigung wenig wichtig und man wundert sich, wie eine Zeit jede dieser Gruppen ernst genommen hat. Für Stegemann persönlich mag diese Tätigkeit noch eine Lehre gewesen sein, die durch den Weltkrieg und die Nachkriegszeit unterstrichen wurde: mit einer Parteienvielzahl war keine Politik in Deutschland zu machen. Stegemann hat sich während des Kriegs und nach dem Krieg (wenn auch unter anderen Voraussetzungen) nicht mehr parteipolitisch betätigt. Die badische Zeit erlebte er als eine „frische, kampffrohe Zeit" und Männergemeinschaft [29]. Im Jahre 1908 gründeten die badischen Demokraten in Konstanz am Bodensee eine neue Zeitung, die „Neue Konstanzer Abendzeitung", zu deren Schriftleitung Hermann Stegemann von Martin Venedey, dem Sohn des Demokraten Jakob Venedey, berufen wurde. Stegemann war die Möglichkeit gegeben, zum ersten Mal eine Zeitung ganz nach seinem eigenen Geschmack aufzuziehen. Die Arbeit für den „Expreß" war bei allem Einfluß auf die Gestaltung des Blattes doch mehr auf „Fernwirkung" aufgebaut, wenn auch die äußere Wirkung viel weitreichender und bedeutender als in Konstanz war. Das Konstanzer Blatt bekam unter Stegemann das Bild einer vornehmen bürgerlichen Provinzzeitung, wobei sowohl das allgemeine „Niveau" wie die rein technische Leistung besticht. Aber ein politisches Kampfblatt war es keineswegs, man ist versucht zu sagen: es ist das Zeitungsideal eines Dichters, der sich auch in der Tagespolitik an ein hohes gedachtes Publikum wendet.

Der politische Kampf wandte sich gegen die damals stärkste badische Partei, das Zentrum, in dem Prälat Wacker, der „Löwe von Zähringen", das Regiment führte. Wacker hatte sich schon 1905 vorgenommen, den Liberalismus in Baden zu zertrümmern, was ihm fast geglückt wäre. Das andere Ziel war die Klärung der Verhältnisse innerhalb der Süddeutschen Volkspartei selbst, der die badischen Demokraten angehörten. Auf

Anregung Stegemanns lehnten die oberbadischen Demokraten einen Zusammenschluß der Süddeutschen Volkspartei mit dem norddeutschen Freisinn ab, und zwar nicht aus partikularistischen Gründen, sondern weil er der Ansicht war, daß mit einem aus parlamentaristischen Erwägungen erfolgten Aufgehen der kleineren badischen Demokraten zu einem größeren Block damit die letzte Verwurzelung der Partei im badischen Volk und Boden verlorenginge. Hier wird wieder ein „natürliches", vom inneren Wachstum ausgehendes politisches Denken sichtbar: Wahrung der Stammeseigenart, die sich von selbst in das größere Ganze des deutschen Reichsverbands einfügt, eine Auffassung, die uns heute nahesteht.

Die Arbeit an der „Neuen Konstanzer Abendzeitung" dauerte vom August 1908 bis Ende des Jahres 1910. Dreivierteljahrlang war Stegemann gleichzeitig Verleger und Herausgeber des Blattes. Martin Venedey und Hermann Stegemann scheinen sehr eng zusammengearbeitet zu haben; verschiedentlich lassen Leitaufsätze, die nicht immer unterzeichnet sind, auch bei stilkritischer Untersuchung sich nur schwer und nicht sicher unterscheiden. Am sichersten sind die Arbeiten Stegemanns durch den gleichzeitigen Abdruck im Mülhauser „Expreß" festzustellen. Man kann annehmen, daß die beiden Männer eingehend zusammenarbeiteten. Stegemanns Leitsätze befassen sich nicht ausschließlich mit der badischen Politik, wie die Arbeiten im „Expreß" auch andere als elsässische Fragen berühren, sie sind vielmehr in der Minderzahl. Wahrscheinlich hat Stegemann das Gebiet der badischen Politik in der Hauptsache dem „Spezialisten" Venedey überlassen.

Der Leitaufsatz der ersten Nummer der Zeitung gibt programmartig die Ziele und führt in den Geist des politischen Kampfs ein. Den Zeichen der Unterschrift nach ist er von Venedey verfaßt [30], die endgültige Prägung des Ausdrucks weist auf Stegemann selbst hin. Die politische Lage in Baden sei gekennzeichnet durch den „festen Zusammenschluß aller derer, die im Kern ihres Wesens rückschrittlich denken und fühlen

und die der fortschrittlichen, neuzeitlichen Entwicklung auf kulturellem, politischem und wirtschaftlichem Gebiete durchaus feindlich gegenüberstehen". Der Aufsatz richtet sich gegen das Zentrum, das sich in bewußter Berechnung auf die demokratischen Triebe des Volks einstelle, um zu erreichen, daß der Klerus in allen weltlichen Angelegenheiten das Übergewicht erhält. Trotz „aller freiheitlichen Redensarten" ist dieser Geist der vorherrschende im Zentrum. Eine geschlossene „Phalanx" dagegen sei nur durch die Verständigung des Liberalismus und der bürgerlichen Demokratie mit der Sozialdemokratie zu erreichen. Bei den Wählern müsse die Überzeugung herrschen, daß an den Überlieferungen des Liberalismus der sechziger Jahre festgehalten werde. Dann würde viele der verzagten Freisinnigen und Demokraten, die sich jetzt im andern Lager befänden, wieder zurückfinden. Daran mitzuarbeiten sei die Aufgabe der „Neuen Konstanzer Abendzeitung".

Der Liberalismus könne überhaupt nur an staatsbürgerlichen Fragen wachsen, im Kampf um wirtschaftliche Ziele sei er von vornherein unterlegen [31]. Der Ruf zum Zusammenschluß innerhalb des Liberalismus, die Rücksichtnahme auf „große Gesichtspunkte" und nicht auf das „Parteisüppchen" ist bei Stegemann mehrfach zu hören. Sein Hauptkampf richtet sich gegen das Zentrum, den „äußeren" Feind. Wackers „sophistische Dialektik" verrät den „Schüler der Kasuisten" [32]. In einem Wahlaufruf unter dem Motto „Wir sind eines Blutes" wird ausgeführt: „Das Zentrum und die Konservativen sind unser größter Feind, die Vernichter unserer Zukunft, die Feinde unserer simultanen Volksschule, der Betätigung politischer Gesinnung, der Geistesfreiheit und unserer wirtschaftlichen Entwicklung." Das Ergebnis der Landtagswahl ist dann später im Expreß besprochen worden (27. 10. 09).

Die Berichte über die politische Lage im Reich, die Stegemann als Berliner Berichterstatter der „Basler Nachrichten" während seiner Tätigkeit als Schriftleiter an der Gar-

tenlaube veröffentlicht hat, gehören noch der journalistischen Frühzeit an; die Fortsetzung dieser Berichte bilden die Leitaufsätze am „Expreß" und an der „Neuen Konstanzer Abendzeitung". Stegemann befindet sich auch hier selten am Zeitungsort, sondern ist auf die ihm zukommenden Nachrichten angewiesen.

Der Inhalt der Aufsätze wurde großteils vom politischen Tageskampf bestimmt, in den der Publizist sich beurteilend und abwägend einmischt. Seine Kritik verrät immer die plötzliche, persönliche, geistige Aufnahme eines Ereignisses, das mit der Aufnahme schon gleichzeitig bewältigt wird. Immer ist der (manchmal übersteigerte) Wille da, allem eine eigene Form, ein eigenes Gesicht zu geben. Wie schon erwähnt, arbeitet Stegemann politisch aber auf Ausgleich hin, wobei er oft bewußt die Wirklichkeit der Widerstände übersieht und „schönfärbt" (außer in elsässischen Fragen).

Deutsche Politik in großen Zügen und Weltpolitik finden am meisten seine Anteilnahme neben allem, was mit dem Reichsland zusammenhängt[33]. Die Sprunghaftigkeit der deutschen Innen- und Außenpolitik ist ihm verhältnismäßig früh bewußt geworden, er begleitet sie mit ablehnenden Worten, die nur selten durch zustimmende Äußerungen unterbrochen werden (28. 11. 06).

Wie es seiner politischen Auffassung entspricht, sucht Stegemann in der Innenpolitik den Liberalismus zu stützen. Er wendet sich gegen „Ultramontane" und „Stockkonservative"; ebenso weist er auf die Notwendigkeit hin, daß der Liberalismus einig sein müsse, um bei der Masse zugkräftig zu werden und einen Block gegen die feindlichen Parteien bilden zu können. Stegemann denkt dabei an eine Verbindung des einigen Liberalismus mit dem Konservativismus gegen das Zentrum und die Sozialdemokratie, gegen den Hauptfeind, „Gegen die ultramontanen Machtgelüste"[34].

Die Schwächen des Liberalismus sind Stegemann bekannt. Die Liberalen hinkten in der Organisation dem Zentrum und den Sozialdemokraten nach; er spricht von der „beispiellosen

Zerfahrenheit und Indifferenz der liberalen und demokratischen Gruppen" (2. 3. 07). Das Hauptproblem des Liberalismus sei immer die Erziehung der Führerschaft; Stegemann begründet dies folgendermaßen, daß zuzeiten der Massenbildung (Hans Grimm würde sagen: der „Vermassung") eine Abwendung der geistigen Führerschicht von der Politik näher liege als zu andern Zeiten. Die Demokratie (vor dem Kriege), „die allen den Aufstieg zur Führerschicht ermöglicht habe, werde immer ein Problem zur Führerschaft bleiben".

Auf die Abschnitte der innenpolitischen Auseinandersetzungen und die entsprechenden Stellungnahmen Stegemanns kann hier wegen der zu großen Weitläufigkeit verzichtet werden.

Bemerkenswert ist Stegemanns Kampfstellung gegen das „berüchtigste elendste aller Wahlsysteme" (8. 12. 09), das preußische Dreiklassenwahlrecht. Den Entwurf der preußischen Staatsregierung zur Erneuerung im Jahre 1910 begrüßt Stegemann als „Wechselbalg". Ihm kommt es auf grundlegende Änderung an. Es sei „wirklich nur ein Bethmannsches Mäuslein, das da sein Schwänzlein ringelt, um allen Parteien und hauptsächlich den hochmögenden Konservativen zu gefallen". Eine weit größere innere Beteiligung Stegemanns als bei andern politischen Ereignissen läßt sich feststellen, er ruft das ganze Bürgertum zum Kampf dagegen auf (9. 2. 10). Als nach der Ablehnung durch den Reichstag die „berühmte preußische Wahlreformvorlage mit Donnergetöse in den Abgrund" schoß, steht das „alte geheiligte und doch armseligste aller Wahlsysteme wieder keusch und untadelig in voller Kraft vor dem erstaunten Volke und Herr von Bethmann Hollweg vollzieht abermals das ihm von der konservativ-klerikalen Reaktion auferlegte Gesetz" [35].

Deutsche Außenpolitik.

1. Das deutsch-französische Verhältnis.

Als die wichtigste politische Beziehung in Europa sieht Stegemann das Verhältnis zwischen Deutschland und Frankreich an. Auf die Bedeutung dieses Verhältnisses für das Elsaß wurde hingewiesen [36]. Die deutsch-französische Frage sei von „fundamentaler Wichtigkeit". Es ist so etwas wie ein politischer Traum des Dichters und politischen Journalisten Stegemann, einen Ausgleich zwischen Deutschland und Frankreich herbeiführen zu helfen. Aus der Anfangstätigkeit am „Expreß" kann man den Eindruck bekommen, Stegemann sehe Frankreich und die französische Politik oft nicht ganz der Wirklichkeit entsprechend. Beispielsweise schrieb er, die französische Machtpolitik gehöre der Geschichte an und sei die „Devise" des vergangenen absolutistischen Königtums und des Kaiserreichs. Frankreich brauche die Gloriole als Lebenselixier nicht mehr, „Frankreich würde die Entwicklung der letzten Jahre leugnen, wenn es sich der Gloirepolitik anders als einer überwundenen Epoche erinnern wollte". Nur das französische Kaiserreich, nicht das französische Volk sei am Machthunger zugrundegegangen; Frankreichs Marokkopolitik entspringe anderen Motiven als denen der Machtgier [37]. Doch kann man annehmen, daß viele dieser und auch späteren Äußerungen Stegemanns [38] einer taktisch bedingten politisch-publizistischen Meinung entsprechen. Es bestand Hoffnung, bei der elsässischen Bevölkerung und in gewisser Weise auch bei der elsässischen französisch gesinnten „Bourgoisie" im Sinne des Deutschtums zu wirken, wenn er die „Revanche-Idee" als veraltet hinstellte und so einerseits die Beunruhigung vor einer kommenden deutsch-französischen Auseinandersetzung von den Gemütern nahm und andrerseits etwaige Hoffnungen des Bürgertums (das Land für Frankreich erhalten zu können) lächerlich machte. Unbedingt fest steht für Stegemann aber das Ziel des Ausgleichs zwischen den beiden Natio-

nen, er wendet sich stets gegen Störungs-Bestrebungen in beiden Ländern, die Rücksichten kleinerer Art entsprangen. In diesem Zusammenhang sieht er den Marokkogegensatz als bloßen „politisch drapierten wirtschaftlichen Gegensatz" an. — „Ist der Versuch einer endgültigen Bereinigung dieser 36jährigen Differenz durch einen Krieg zu realisieren? Ja oder nein, und wer übernimmt es ihn zu wagen? Nein, gewiß nicht. Ein Krieg um Elsaß-Lothringens willen wäre zugleich auch ein Krieg in Elsaß-Lothringen und wäre der Vernichtung gleichkommend. Und nicht nur das Elsaß, auch Deutschland und noch mehr das volksarme Frankreich würden dadurch so tief getroffen, daß der Schaden unersetzlich bliebe." [39] Aus diesen Worten spricht der Elsässer Stegemann, der von zwei Kulturen berührt ist und für beide Länder verantwortlich denkt, die ihm beide, wenn auch nicht gleicherweise, am Herzen liegen. In der „Neuen Konstanzer Abendzeitung" wie im „Expreß" sind in dieser Zeit eine Reihe von Aufsätzen zu finden mit der Feststellung: Frankreichs Sorge sei auch Deutschlands Sorge, es ginge um Europa [40]. Manchmal auch sieht Stegemann äußere Zeichen in der Politik, die meist der Taktik entsprechen, als günstigste Vorzeichen einer Gesinnungsänderung an; dies wird oft, wenn auch nicht immer journalistisch-taktisch bedingt sein. Bei einem Besuch des früheren französischen Ministers Etienne beim Kaiser und Kanzler anläßlich der Kieler Woche führt Stegemann aus, „die Causerie ist an die Stelle ad usum Delphini arrangierter Akten getreten, und das ist entschieden eine höflichere, geschmeidigere und feinere Form der politischen Unterhaltung als ein Aktenbombardement" (6. 7. 07). Von einer Einkreisung Deutschlands „kann man heute schon mit einem gewissen Lächeln sprechen. Das kühne weltumspannende Gespinst Eduards hat sich nicht als Fessel gebrauchen lassen. In dem englisch-französisch-spanischen Mittelmeerabkommen schien es zu kulminieren, damit war aber zugleich auch der Rückschlag gegeben. Die Welle hat sich selbst überschlagen" (3. 8. 07). Fünf Jahre später kommt Stegemann dann zu folgender Feststellung:

„Die Entente cordiale hat ihren Gründer Eduard VII. in der Tat überlebt. Sie nährt sich von dem unausgeglichenen Gegensatz, der Europa immer noch in verschiedene große Gruppen auseinanderreißt." (17. 4. 12.)

Besonders die marokkanische Frage, die den politischen Himmel der Vorkriegszeit verdunkelt, veranlaßt Stegemann, von Zeit zu Zeit auf das deutsch-französische Verhältnis zurückzukommen. Der Publizist wendet auch in dieser Frage den „gesunden Menschenverstand" an, ohne dabei immer die langsamere Entwicklung politischer Entwicklungen und die politischen Interessen zu bedenken, ob bewußt oder unbewußt, läßt sich oft nicht mit Sicherheit beantworten. Die Beteiligung in Marokko habe der deutschen Politik schwer geschadet, diese nur mit politischen Mitteln „drapierte" wirtschaftliche Angelegenheit bringe Deutschland nichts ein (12. 4. 11). Tatsächlich ist die Marokkoaffäre ein einziges langsames Zurückweichen Deutschlands vor Frankreich wie vor England. Die einzelnen Abschnitte sind bekannt. Eine Konferenz von 1880 hatte die Rechte der Ausländer in Marokko klargestellt. England und Spanien hatten schon vorher mit dem Sultan einen Handelsvertrag abgeschlossen, Deutschland und Frankreich folgten (1890 und 1892). In einem Vertrag verständigten sich 1904 England und Frankreich: die englischen Vorrechte in Aegypten werden von Frankreich anerkannt, das dafür freie Hand zur Begründung der Vorherrschaft in Marokko erhält. Mit Spanien schloß Frankreich dann noch im selben Jahr einen Vertrag über die Abgrenzung der gegenseitigen Einflußgebiete. Deutschland erhob nun, gestützt auf 1880, durch die Fahrt des Kaisers nach Tanger Einspruch gegen die einseitige französische Vorherrschaft und betonte die Oberherrschaft des Sultans und die Gleichberechtigung aller Mächte. Die Konferenz von Algeciras erwies die politische Vereinsamung Deutschlands, nur Österreich leistete Hilfestellung; der Grundsatz der offenen Tür wurde erneut festgestellt. Die Ermordung mehrerer Franzosen im Sommer 1907 hatte dann die Beschießung Casablancas und

das militärische Vorgehen Frankreichs im Lande zur Folge. Stegemann äußerte sich dazu, Deutschland werde die berechtigten Vergeltungsmaßnahmen anerkennen, denn es habe nie daran gedacht, „sich als Bundesgenosse oder Protektor eines zuchtlosen Barbarenstaates zu betätigen" (10. 8. 07). Die Marokkofrage sei aber „eine Wunde am Körper Europas, die schwärend zu einem Krebsübel zu werden droht, das die ganze Zukunft Europas in Frage stellt". In einem kommenden Krieg werde England die Früchte ernten (22. 2. 08) [41]. Stegemann, der von seinen militärischen und geopolitischen Studien herkommt, gibt ohne weiteres zu: „Frankreichs Zukunft liegt in Nordafrika. Es ist töricht, es darin irre machen zu wollen." Nordafrika sei für Frankreich lebenswichtig (16. 5. 08). Es sei eine „Lebensfrage, daß Frankreich die Kontrolle über Marokko behält". Wenn es diese Meinung ändere, bedrohe es selbst seine Großmachtstellung, da das Mutterland bevölkerungspolitisch nicht mehr gesund sei (16. 12. 08). Daß der deutsche Reichstag sich „mit Wärme, die weit über das gewöhnliche Maß hinausgeht" für die deutsch-französische Verständigung in der Marokkofrage eingesetzt habe, begrüßt er ebenso wie die Beilegung verschiedener Zwischenfälle (17. 2. 09). Die wirtschaftliche Durchdringung Marokkos sei immer ein Programm der französischen Regierung gewesen. „Uns ist der Rückzug der deutschen Diplomatie aus Marokko recht. Wir waren immer mit Bismarck der Ansicht, daß Deutschland dort nicht so große Interessen habe, um einen Konflikt mit Frankreich dafür einzutauschen." Erfolge seien wertlos, solange nicht ein gewichtiges Interesse dahinterstehe (20. 4. 10). Nach der Besetzung von Fes durch die Franzosen rät er zur Ruhe: „Keine unnötige Erregung mehr, geschweige denn eine Intervention! Nicht nur die Zeit der schweren Krise ist vorbei ... sondern auch die Tage von Algeciras sind vorüber." (19. 6. 11.) Von Agadir ist Stegemann überrascht. Es ist für ihn nur ein Beweis der Zerfahrenheit der deutschen politischen Leitung. Sonst verhielt er sich aber noch abwartend, man müsse sehen, was dahinterstehe, moralische Ansprüche oder bloße wirtschaftliche

Ziele. Frankreich habe unbestrittenermaßen große wirtschaftliche und lebenswichtige Interessen in Marokko, wenn es Besetzungspläne habe, so übt es damit „ein Recht, das jeder überlegenen Kulturmacht noch zugestanden worden ist, wenn sie auf eine Ausdehnung bedacht war" (7.7.11)[42]. Was aber den politischen Hintergrund des deutschen Panthersprungs angehe, so sei der Wille Deutschlands deutlich gemacht, als „pair entre pair" die Lösung der Marokkofrage herbeiführen zu helfen und eine Vernachlässigung des Reichs nicht zu dulden.

Nach dem Sichtbarwerden der englisch-französischen Entente vollzieht sich in Stegemann eine plötzliche und grundlegende Umwandlung seiner Ansichten über Frankreich. Deutschland müsse zu einer entschiedeneren Haltung kommen und die Folgerungen ziehen. Vielleicht wäre es ein Fehler Deutschlands gewesen, in der Marokkoangelegenheit nach Tanger zu gehen, ein noch größerer sei die Algeciraskonferenz gewesen, die jetzt „völlig entwertet" dastehe. Ob Agadir sich als ein solcher Fehler erweise oder ob Deutschland entschädigt werde, müsse sich noch zeigen (20.7.11). Stegemann zeigt sich in der Folgezeit über die Marokkofrage nicht wenig erregt. Hinter den Zwischenfällen beginnt er die größeren weltpolitischen Spannungen zu vermuten: den englisch-deutschen Gegensatz, ein Gegensatz, „der im Grunde Frankreich nicht auf der anderen (englischen) Seite sehen sollte" (29.7.11). Je stärker die Bedrohung durch das überlegene Spiel der Entente wird, um so mehr werden in Stegemann Abwehrkräfte wach. Wie fast alle Deutschfühlenden und -denkenden im Vorkrieg hatte er mit einer wirklichen Bedrohung der deutschen Machtstellung nicht gerechnet. Man muß sich vorstellen, daß in der Vorkriegszeit manche Kritik an politischen Maßnahmen überhaupt aus dem Gefühl der Stärke Deutschlands möglich war. Stegemann sieht aber besonders nach dem Bekanntwerden der englisch-russischen Übereinkunft von 1907, um was es geht. England ist für ihn wie für viele Zeitgenossen der Hauptgegner einer glücklichen deutschen Entwicklung in der Welt. Nach Abschluß des

deutsch-französischen Marokko-Abkommens wird die Frage gestellt: „Was ist es wert? — Sehr viel oder sehr wenig, je nach dem Standpunkt“, den man einnimmt. Das erste Mal erledigten die beiden Länder jetzt ein Geschäft von dieser Größe und Bedeutung, ohne das Schwert zu ziehen. Daß es für Frankreich ein taktisches politisches Manöver war, konnte Stegemann damals (8. 11. 11) noch nicht wissen. Schon anfangs des Jahres 1912 stellt er fest, die Spannungen des Vorjahres seien nicht gewichen, das französische Nationalgefühl (diese Feststellung ist aufhellend für die damalige Lage) sei durch die Marokkoangelegenheit mächtig entfacht worden (4. 2. 12). „Die fehlerhafte Marokkopolitik war das beste Mittel, Frankreich in die Arme Englands zu führen.“ Frankreich werde allerdings nur der „Festlandssoldat“ für England sein. Die englisch-französische Allianz habe in Marokko schon ihre erste Belastungsprobe bestanden (8. 6. 12). Als das Mittelmeerabkommen zwischen England, Frankreich und Italien bekannt wurde, wird Stegemann unruhig (13. 7. 12); aber noch glaubt er, daß Deutschland allen gegnerischen Verbindungen gewachsen ist. Als Frankreich dann aber seine Nordwestküste entblößt, schlägt er mit solcher Heftigkeit Alarm und in einem Ton, der an die innere Beteiligung seiner elsässischen Aufsätze erinnert: „Wer jetzt noch daran zweifelt, daß die englisch-französische Entente cordiale den Charakter eines Bündnisses hat, ist jetzt darüber belehrt worden.“ Die Küste von Dünkirchen bis Biarritz sei dem Schutz des englischen Bundesgenossen überlassen worden. „Das ist eine so zugespitzte und einseitig orientierte Flottenpolitik, daß sie nur dann gerechtfertigt erscheint, wenn Frankreich seines englischen Freundes absolut sicher ist.“ Die Versammlung der französischen Flotte im Mittelmeer beweise, womit Deutschland zu rechnen habe, das „mit Österreich zusammen und unter Umständen auch von Italien flankiert gegen Frankreich, England und unter Umständen auch gegen Rußland“ Front machen muß. Die Offenheit der Militärdispositionen in allen Ländern sei be-

zeichnend, die rote Armee des Manövers meine immer den Gegner von morgen (30. 11. 12).

2. Die englische Politik.

Gegen England hat Stegemann schließlich das tiefe Mißtrauen wie die allgemeine deutsche Öffentlichkeit vor dem Krieg. Bis 1911, so wurde schon ausgeführt [43], sah er die Einkreisungspolitik Eduards VII. als „Illusionspolitik" an; als er später seinen Standpunkt in dieser Frage ändert, findet er gerade deshalb sein Mißtrauen gegenüber England bestätigt (20. 8. 07) [44]. Die „weltklugen Politiker des Inselvolkes" hätten immer das Bestreben, „noch einmal die Konstellation der früheren Jahrhunderte zu erneuern . . ., jener Zeiten, da Englands Kriege auf dem Festland von den Festlandsmächten ausgefochten wurden, während England selbst, umgeben von dem Gürtel der Amphitrite, sich des Friedens und zugleich der Früchte dieser Kriege erfreute" [45]. Nur eine Folgerung ist möglich: ceterum censeo, zwischen Deutschland und Frankreich darf es zu keiner kriegerischen Auseinandersetzung kommen (22. 2. 08). Den Gegensatz zwischen Deutschland und England sieht er vor allem in wirtschaftlicher Hinsicht, aber es sei „unsinnig zu glauben, daß nur ein Krieg zwischen den beiden Rivalen auf dem Weltmarkt entscheiden könnte" (3. 3. 09). Allerdings sei nur eine befristete Lösung möglich, wobei er eine solche wie zwischen Deutschland und Frankreich über Marokko für ausgeschlossen hält, — es sei zwar zu bedauern, aber nicht zu ändern (2. 8. 11). Frankreich habe Faschoda vergessen und Aegypten preisgegeben, um alte Erinnerungen nicht zu verlieren (gemeint ist Elsaß-Lothringen) und in Marokko freie Hand zu haben. Aber nicht Frankreichs Marokkopolitik sei das Gefährliche für Deutschland, sondern daß es „zu gleicher Zeit die Führung an England abgegeben hat und England systematisch darauf ausgeht, Deutschland an die Wand zu drücken". Im Jahre 1912 spricht Stegemann die Hoffnung aus, man habe es mit dem französisch-englischen Bündnis hoffentlich nur mit einem Defensivbündnis

zu tun (8. 6. 12). Ob Stegemann das selbst noch für möglich hält oder ob diese Äußerungen nur aus einer ihm notwendig erscheinenden journalistischen Taktik gegenüber der elsässischen Leserschaft eingegeben sind, läßt sich nicht entscheiden. Bei der spanisch-französischen Marokkoverständigung mache England „das sichere Geschäft", es halte Gibraltar fest, habe Tanger internationalisiert, baue die spanische Flotte, gleichzeitig gewinne es dadurch mittelbar mehr Kriegsfreiheit in anderen Meeren (22. 10. 13). Kurz vor dem Attentat in Serajewo kommt Stegemann noch einmal zu einer optimistischen Feststellung und Auffassung: die Gefahr eines deutsch-englischen Konflikts, wie er einige Jahre in Europa bestanden habe, könne heute als beschworen gelten (22. 6. 14). Die größere, Deutschland bedrohende Gefahr wird vor Ausbruch des Kriegs von Rußland kommend gesehen. Der Ausbruch des Weltkriegs hat auch hier die Zusammenhänge der Einkreisungspolitik klargelegt.

3. Dreibund-, Balkan- und Orientprobleme.

„Die Bündnispolitik ist die Mode der letzten Jahre", schreibt Stegemann einmal in einer ihm nicht fremden, damals allgemein oft angewandten journalistischen Unbekümmertheit gegenüber ernsten politischen Dingen; sie gibt sich als Entente oder „um es hübscher zu machen als Entente cordiale. — Les amis de nos amis sont nos amis" (11. 5. 07)[46]. Frankreich und England hätten sich 1904 verständigt. Stegemann meint noch: allein über die afrikanischen Besitzungen. Italien neige immer mehr den Westmächten zu, ohne „die traditionellen Dreibundsbande zu lösen". Rußland sei mit England in eine Unterhaltung getreten, die die Abgrenzung der Einflußsphären in Asien zum Ziele habe.

Stegemann hat den Wert des Dreibunds zwischen Deutschland, Österreich und Italien immer mit einer Art von vorsichtigem Mißtrauen betrachtet. Unverbrüchlich fest stand für ihn nur das deutsch-österreichische Bündnis: „Man hat den Dreibund zuweilen in Gefahr erklärt; das österreichische Bündnis,

das die Vorstufe zum Dreibund bildete, ist immer als ein ‚rocher de bronce' betrachtet worden."[47] Als nach der Annexion Bosniens und der Herzegowina der deutsche Reichskanzler Bülow die Wiener Politik unterstützt und vor dem Reichstag „rauschende Anerkennung" erhält, meint Stegemann, daß die Bündnispflicht zwar erfüllt sei, ob aber die internationale Lage sich beruhigt habe und ob dieser Sieg nicht ein deutscher Pyrrhussieg sei, wäre noch zu untersuchen. In England rede man von einer „germanischen Hegemonie" und die russische Duma habe die Demütigung Rußlands gewissermaßen zu Protokoll genommen und rechne weiter auf kommende Abrechnung mit den Feinden ihrer slawischen Brüder (7. 4. 09). Die Stellung Englands und Rußlands sei im Grunde durch dieses Zurückweichen gestärkt worden, denn es habe eine Annäherung zwischen den beiden Ländern stattgefunden (14. 4. 09). Ist Stegemann über die große englisch-russische Konvention von 1907 orientiert? Er erinnert dauernd daran, sich im Südosten Europas nicht unvorsichtig einzulassen.

Die Gefahren der auseinanderstrebenden Kräfte im Dreibund sind ihm bewußt. Österreich sei ein reiner Nationalitätenstaat. Zwischen Italien und Österreich stehe die Irredenta und die Frage der Gestaltung des Balkans. Das deutsch-türkische Verhältnis werde durch das österreichische Verhalten gegenüber der Türkei mitbestimmt. Der Bau der Bagdadbahn wird als einer „der wichtigsten Punkte der internationalen Politik" angesehen, durch den Deutschland und England zu einer kriegerischen Auseinandersetzung kommen könnten, die sich allerdings des Objekts wegen nicht verlohne. England werde dafür sorgen, „den persischen Meerbusen, wo seine Flagge gewissermaßen auf der Rheede von Indien und vor den Toren des von den Russen umworbenen Persiens weht, nicht unter fremden Einfluß kommen zu lassen" (16. 2. 07). Stegemann hat damit intuitiv die ganze Fragestellung erfaßt. Tatsächlich hat England später den alleinigen Anspruch auf den Golf betont und bei der Durchführung der Bagdadbahn bis ans Meer Einschränkungen verlangt.

Vom türkisch-italienischen Krieg sieht sich Stegemann vollkommen überrascht. Der deutschen Diplomatie macht er Vorhaltungen, sie habe sich nicht genügend vorgesehen. Durch diesen Krieg seien Deutschland und Österreich vor ganz unvorhergesehene Schwierigkeiten gestellt, „die Brüchigkeit dieser Tripelallianz ist nie schärfer hervorgetreten als in diesem Falle". Italien habe wissen müssen, daß es Deutschland in die verzwickteste Lage bringe. Es könne zwar erwidern, Deutschland habe seine Marokkopolitik auch auf eigene Faust unternommen, doch liege der Unterschied darin, daß Deutschland immer auf eine friedliche Lösung aus war. Die österreichische Politik habe sich ebenfalls nicht um die deutschen Sorgen gekümmert (Anspielung auf Bosnien und die Herzegowina) und sogar „die letzte Phase der deutschen Marokkopolitik läßt gewisse Diskrepanzen zwischen den Interessen Deutschlands und Österreichs erkennen". Stegemann zieht scharfe Schlußfolgerungen aus den brüchigen Verbindungen des Vorkriegsdeutschlands. Hier handele es sich schon nicht mehr um „Extratouren" einzelner Partner, sondern man fange an, getrennt in verschiedenen Sälen zu verhandeln. „Deutschlands Außenpolitik ist eben heute so gut wie vor zehn Jahren zwischen den größten Schwierigkeiten eingeklemmt und hat es nicht verstanden, sich dieser Schwierigkeiten zu erwehren." Die deutsche Diplomatie habe sich überraschen lassen (4. 10. 11). Wer an die Lebensfähigkeit des Dreibunds noch glaubt, „ist zu beneiden oder zu bedauern. Jedenfalls sitzen wir alle auf dem Pulverfaß" [48]. Als die Italiener eine Flottendemonstration vor den Dardanellen veranstalten, wirft Stegemann die naheliegende Frage nach dem Einverständnis zwischen Italien und Rußland auf und wieweit überhaupt England und Frankreich hinter der Tripolisaktion stehen könnten (6. 12. 11) [49]. Italien habe sich auf die Seite der Westmächte geschlagen, aber darüber werde in Berlin wohl weder Überraschung noch Besorgnis bestehen; die Lage liege heute, im Juli 1912, so, daß Deutschland und Österreich-Ungarn in einem festen Bündnis stehen und zu Rußland freundschaftliche Beziehungen unterhal-

ten. Mit einer deutsch-russischen Verbindung rechnet Stegemann (trotz der zahlreichen dem entgegenstehenden politischen Gewichte) immer noch (13. 7. 12).

Der Balkankrieg ist dann keine Überraschung mehr. Das Experiment einer Vertreibung der Türkei vom europäischen Boden sei nicht ungefährlich, die Türkei werde ihn wahrscheinlich nur um den Preis schwerster Opfer verlassen. Doch sei an dem endgültigen Zerfall des türkischen Reiches wohl kein Zweifel, denn die Türkei werde nur durch das Gleichgewichtsbedürfnis der Großmächte gehalten (11. 9. 12). Acht Tage vor der Kriegserklärung Montenegros an die Türkei, die den Auftakt bildete, schrieb Stegemann: Ein Balkankrieg könne ganz Europa in Flammen setzen und daraus jener Weltkrieg werden, der versuchen würde, die deutsch-englischen und deutsch-französischen Fragestellungen zu lösen. Was übrigbliebe — wäre der wirtschaftliche Triumph Amerikas. Dies ist eine aus der Summe der Kräfte erwachsene „Voraussage", wie sie später im Weltkrieg auf militärischem Gebiet geleistet wurden und die Öffentlichkeit überraschten. — Die Gefahr für Europa wird vor allem im russischen Dynamismus und Imperialismus gesehen, allerdings ohne näher auf die Triebfedern der russischen Tätigkeit einzugehen. Rußland sei durch die Annexion Bosniens „vollends in die Arme der Westmächte" getrieben worden. Als Rußland auf Grund seiner Übereinkunft mit England vom Jahre 1907 in Neupersien einmarschiert, muß Deutschland nach Stegemanns Auffassung beiseitestehen: weil es sich „keine starke diplomatische Position zu sichern verstanden hat". Er ist weiter der Ansicht, auch bei einem Bündnis mit Frankreich könne Rußland auf gute Beziehungen zu Deutschland nicht verzichten; Stegemann folgert: „Das ist unter den gegenwärtigen Umständen (Juni 1912) nur ein Glück." Wenn aber England sich einen Mitspieler in Rußland sichern wolle, um Deutschland an die Wand zu drücken, so verrechne es sich. Die Lage bietet sich ihm um diese Zeit (Juli 1912) noch hoffnungsvoll. Ein weiteres Alarmzeichen für die europäische Lage

ist dann der zweite Balkankrieg: „Jetzt", im Juli 1913, „wisse jeder Gesandtschaftskanzlist, daß ein einziger falscher Luftzug den Weltbrand entfesseln kann." Bereiche der österreichischen wie russischen Politik seien im erhöhten Maße berührt. Im Juni 1914, einige Wochen vor Kriegsausbruch, erörtert Stegemann näher, ohne es selbst schon zu wissen, die Ursachen des Weltkriegs: Man könne die Gereiztheit der russischen Presse nur aus dem Balkanproblem erklären. „Rußland hätte auf dem Balkan schon längst das Heft in die Hand genommen, wenn Deutschland nicht hinter Österreich stände. Hinc illae irae! Die Gefahr von Osten wird also durch die Entwicklung des Balkanproblems bestimmt und wir müssen sie durchaus ernst nehmen, wenn wir dem Ernst der politischen Lage gerecht werden wollen. Unter diesem Gesichtswinkel erscheint auch die Beibehaltung der dreijährigen Dienstzeit durch das Kabinett Viviani erklärlich." Rußland bestimmt heute durch seine rücksichtslose Bluffpolitik den Gang der Dinge" in Europa. Frankreich sei gebunden und müsse Vorschriften von Rußland entgegennehmen. „Der Russe war bis vor wenigen Jahren im Zweibund nicht tonangebend, heute ist die russische Politik die ausschlaggebende." Frankreich sei gerade wegen der an Rußland gegebenen Milliarden gebunden. Die russische Armee werde im Herbst so gut wie mobilisieren, indem „zwei volle Reserveklassen für das ganze europäische und asiatische Rußland (mit Ausnahme der Militärbezirke von Kasan) unter Waffen" gerufen werden und man gleichzeitig „eine Jahresklasse der Linie" unter den Fahnen behalte (24. 6. 14).

Die Balkankriege regen Stegemann zum erstenmal über die rein politisch-publizistischen Überlegungen hinaus zur militärisch-strategischen Aufhellung der Lage an. Ohne sein Wissen übt Stegemann schon die Tätigkeit aus, die ihn im Weltkrieg ganz beanspruchen sollte. Hier tritt auch erstmalig die später im Berner „Bund" zur feststehenden Überschrift gewordene Bezeichnung „Zur Kriegslage" auf (26. 10. 12).

An erster Stelle stehen jedoch die politischen Untersuchun-

gen. Der Krieg der Balkanländer könne für die Türkei tötlich sein, aber auch die „Meute" übel dabei wegkommen. Da man annehmen kann, daß Stegemann die Neugestaltung der türkischen Armee durch Liman von Sanders bekannt ist, bekommt der Krieg für ihn den Anstrich der Probe aufs kommende Exempel. Nur ein gemeinsamer Schritt der Mächte könne die Lage noch einmal retten. Nach dem Ausbruch gewinnt er dem Krieg eine gute Seite ab: ein örtlich begrenzter Balkankrieg sei ein kleiner Aderlaß, in der Wirkung auf den Gesamtorganismus Europas vielleicht nicht ungünstig (10. 10. 12)[50]. Das europäische Bewußtsein hätte diesen Krieg verhindern müssen. Vergebens habe Frankreich zu vermitteln gesucht, vergebens Deutschland rückhaltlos sekundiert, „nur die Rivalitäten der Großmächte, nur die Zwietracht, in der die Zentralstaaten Europas, Deutschland und Österreich mit den Westmächten Frankreich und England leben, hat es verschuldet, daß wir nun ohnmächtige Zeugen des Balkankrieges sein müssen". Kiderlen-Wächter spreche beruhigende Worte zur Öffentlichkeit. Sie kämen reichlich spät, und: „Bessere Diplomaten machten solche Streichelversuche der öffentlichen Meinung unnötig." Stegemann ist klar, daß die „vier Balkanstaaten ihre Cooperation von langer Hand vorbereitet haben und nach einheitlichem Plan handeln". Daß die europäischen Diplomaten nichts gemerkt hätten (!), „ist ein Beispiel für die Harmlosigkeit europäischer Großmachtsdiplomatie. Höchstens wäre anzumerken, daß vielleicht das inoffizielle Rußland mehr von diesen Dingen wußte, als man glaubt".

Den Abschluß des Waffenstillstands im Dezember 1912 bespricht er etwas spöttisch: „Der Balkanfriede ist gesichert und die europäischen Rüstungen haben sich gesteigert. Das ist in einem Satz zusammengezogen, das Fazit." (25. 1. 13.) Eine wichtige Feststellung: Der Sieg der Balkanstaaten hätte das Gleichgewicht in Europa verschoben (12. 2. 13).

Nach dem Ausbruch des zweiten Balkankrieges um die Verteilung der Beute schreibt Stegemann im Juli 1913: „Ohnmächtig steht die Welt, vor allem die Gesamtheit der Großmächte

diesem Kampf aller gegen alle oder aller gegen einen ... gegenüber." In diesem historischen Prozeß von elementarer Wildheit helfe kein Intervenieren, der Funke brauche bloß überzuspringen, um das europäische Pulverfaß in die Luft zusprengen.

Bei dem Attentat von Serajewo bespricht Stegemann das menschlich Ergreifende, Kaiser Franz Josef habe das Mitgefühl der ganzen Welt. Franz Ferdinand, dem toten Thronfolger wird ein eingehender Nachruf gewidmet (1.7.14). Was die politische Seite des Attentats angeht, so glaubt Stegemann tatsächlich noch an eine innere Erneuerung der Geister — oder sind das taktisch bedingte Ausführungen zur Beruhigung? Den Lebenserinnerungen nach hat Stegemann sogleich die Tragweite von Serajewo erfaßt. „Tragische Ereignisse von solcher ins Reinmenschliche greifenden Gewalt lösen zuweilen versöhnende Elemente aus, die sich besänftigend und ausgleichend auf die Völker legen und ihre Leidenschaften beschwichtigen. Ist nicht die menschliche Abscheu vor dem Verbrechen von Serajewo allgemein, obwohl man die Genesis des Attentats politisch verschieden beurteilt?" (8.7.14)[51].

Der Gedanke des Friedens.

Stegemann kam den liberal-bürgerlichen Auffassungen seiner Leserschaft entgegen, wenn er die Möglichkeit einer Organisation des Friedens betonte. Man empfand in der Hauptsache jeden Krieg als Einbruch in die (wirtschaftlich) geordnete, „vernünftige" Welt, den es wegen der vielfachen Schäden zu verhindern galt. Stegemann im besonderen ging es um Europa. Ebenso wie eine kriegerische Auseinandersetzung zwischen Deutschland und Frankreich zur Regelung irgendwelcher Schwierigkeiten sinnlos ist, weil das Verhältnis zwischen dem Opfer und dem Zu-Erreichenden zu groß ist, kann durch eine kommende europäische Auseinandersetzung nur der europäische Zusammenhalt bedroht wer-

den. Stegemann ist dabei von einer hoffnungsfreudigeren Anschauung während seiner ersten „Expreß"jahre zur schärferen Beurteilung der Lage vor dem Kriegsausbruch gekommen. Ein Anwachsen der Friedensbestrebungen beurteilt er als günstiges Zeichen; die Haager Friedenskonferenz des Jahres 1907 sei durch den Wunsch der Völker, die Gefahr des Friedens gebannt zu sehen, zustandegekommen und beweise einen Fortschritt des Friedensgedankens (28. 9. 07). Die Weltlage sei trotz rein politischer Machtfragen der Nationalitätensorgen der Staaten, der wirtschaftlichen, sozialen und Rassengegensätze „von einer erstaunlichen Friedlichkeit, — seit der große Kampf im Osten zu Ungunsten Rußlands ausgefochten worden ist" (9. 11. 07). Hier spricht sicherlich mehr der journalistisch-bedingte Wunsch, Friedensmöglichkeiten zu sehen; denn schon sehr bald fühlt er, daß durch die „Labilität der Verhältnisse" die augenblickliche Zeit als „Übergangsstadium" zu bewerten sei (14. 10. 08). „Unberechenbar ist die Signatur der Zeit" und „unberechenbar bleibt überall das Heute und das Morgen" (10. 2. 09). Zu welchem Ende dieser von Stegemann festgestellte Übergang führt, wird ihm erst in den letzten Vorkriegsjahren klar oder wenigstens gibt er erst zu diesem Zeitpunkt diesen Einsichten publizistisch einen Ausdruck. „Es bleibt noch ein gutes Stück Wegs zurückzulegen, bis die europäische Völkerfamilie zu einem Ausgleich gelangt. Heute starrt Europa in Waffen, die von den europäischen Nationen nicht gemeinsam gegen irgendeine andere kulturfeindliche Macht getragen werden sollen, sondern die diese zum brudermörderischen Kampf untereinander geschmiedet haben. Man muß zufrieden sein, daß die allgemeine Friedensbewegung an Boden gewonnen hat, muß zufrieden sein, daß augenblicklich keine Konflikte bestehen, die eine Friedensbedrohung ausmachen."[52] Die Hauptursache der gegenwärtigen Friedlosigkeit sieht Stegemann in der mangelnden Übereinstimmung zwischen Frankreich und Deutschland: dort liege der Schlüssel zum Weltfrieden (17.4.11). Er lehnt den europäischen Krieg ab: „Ein Krieg kann heutzutage überhaupt nichts mehr lösen, er kann nur noch

komplizieren, wenn er mitten in dem alten europäischen Kulturland ausgetragen werden soll." (2. 9. 11.) Je weiter es dem Weltkrieg zugeht, desto gespannter wird Stegemann; mit bohrender Genauigkeit stellt er die Ereignisse und Entwicklungen fest, durch die die Friedensmöglichkeiten verringert werden. Der Weltfriede lebt von Notbehelfen. Man darf es aber schon als einen Erfolg buchen, daß heute in der insularen wie in der kontinentalen Presse von der Möglichkeit eines Ausgleichs gesprochen wird." (27. 4. 12.) Im Balkankrieg, wenn nicht schon nach dem Ausbruch des türkisch-italienischen Kriegs sieht Stegemann den Auftakt zum kommenden europäischen Krieg [53]. Es sei nicht abzusehen, was das Jahr 1913 der Welt bringe, schreibt er im Oktober 1912; die militärischen Vorbereitungen für den letzten Fall seien überall getroffen (10. 10. 12). Eine Verständigung müsse möglich sein, so stark die Interessen auch aufeinanderstießen, „denn das größere Unglück wäre der Krieg" (1. 2. 13). Wer davon träume, dieser kommende Krieg würde ein Fest, verstehe sich nicht auf die Welt (5. 3. 13). Von der Berner Friedenskonferenz des Jahres 1913 werden „keine greifbaren Erfolge erwartet" [54]. Die Konferenz könne nur „akademischen Charakter haben und über allgemeine Grundzüge und Vorbedingungen einer gegenseitigen Verständigung sich unterhalten", doch es wäre gefährlich, sich in die Behandlung schwebender diplomatischer Fragen einzulassen (10. 5. 13). Der Jubel, mit der die pazifistischen Entschließungen der Konferenz aufgenommen werden, läßt zwar „vertrauensvoll in die Zukunft blicken" und den Wunsch äußern, daß die Saat aufgehen möge, die friedliche Bereinigung europäischer Schwierigkeiten zu ermöglichen, — doch ist der zurückhaltende, „akademische Ton" dieser wohl taktisch bedingten Ausführungen spürbar (14. 5. 13). Stegemann stellt einmal spöttisch die Frage, dem Ernst der Sachlage nicht ganz entsprechend, doch auch journalistisch nicht ohne Wirkung: „ob die Nationen dem Ding ein Ende machen, indem sie die angehäuften Kriegsmittel zur Explosion oder auf die Auktion bringen" (18. 3. 14). Der Krieg sei heute nur letztes verzweifel-

tes Mittel der Politik, die größte Gefahr für die Welt sei — der Präventivkrieg, schreibt er im Mai 1914; Stegemann sieht das unabwendbare Unheil also kommen (13. 5. 14). Im Oktober 1914 werde Europa „von Bajonetten starren und den Anschein erwecken, als wolle der europäische Krieg entbrennen" (24. 6. 14). Im letzten „Expreß"-Aufsatz vom 22. Juli 1914 (am gleichen Tage erschien im Berner „Bund" der erste Aufsatz, der den Auftakt zu seiner Tätigkeit während des Krieges bildete) schrieb Stegemann unter der Überschrift „Vom kranken Frieden" sichtlich beeindruckt, aber auch schon wieder gefaßt: „Der Weltfriede krankt heute nicht nur an dem albanischen Konflikt, der nur ein einzelner Krankheitsherd ist, nicht nur an dem großen deutsch-französischen Gegensatz, sondern vor allem an dem Dahinschwinden der Überzeugung von seiner eigenen Lebensfähigkeit. Wir sind keine Anhänger des Gesundbetens, aber das ist gewiß: der Friede ist hauptsächlich deshalb so krank, weil man nicht mehr den festen Glauben an seine Erhaltungsmöglichkeiten besitzt." — Gleichwohl dürfe der Gedanke an eine friedliche Entspannung der augenblicklich so bedrohlichen Lage nicht aufgegeben werden. Stegemann „leugnet den Zwang zum Krieg ganz entschieden. Die Konflikte und Gegensätze sind garnicht geeignet, durch das Schwert entschieden zu werden". Nur friedliche Verständigung schaffe neue Werte, das gilt „vor allem für das Land, das die Brücke der Verständigung zwischen Deutschland und Frankreich bilden sollte", für das Elsaß. Die letzten Zeilen im „Expreß" gelten dem Land, das ihn zu seiner politisch-journalistischen Tätigkeit in der Vorkriegszeit geführt hat: Das Echo seiner Worte sei zwar begrenzt, aber er sehe seine Aufgabe darin, für die Autonomie des Landes einzutreten und darüber hinaus „dem Frieden das Wort zu reden und durch keine trüben Aussichten und Zwischenfälle sich von der Erfüllung dieser Mission abhalten zu lassen". Das sind nur mehr verbindliche Worte, der gleichzeitig im „Bund" erschienene Leitartikel deutet schon in der Überschrift „Die Ruhe vor dem Sturm" das kommende Ereignis an.

ABSCHNITT III:

Am Berner „Bund", 1914 – 1918

Auf Stegemanns Antriebe zu seiner politisch-publizistischen Tätigkeit im Weltkrieg braucht hier nur am Rande eingegangen zu werden; die Lebenserinnerungen berichten sehr ausführlich darüber: Er „bemächtigte sich der Kriegsberichterstattung" des „Bund". Aus persönlichen Gründen, um den Krieg noch im Krieg selbst zu deuten und zu bewältigen, wie aus sachlichen, um zu versuchen die Kriegsentwicklung ins richtige Licht zu setzen und Deutschland in seinem Daseinskampf auf die für ihn von der Schweiz aus mögliche Weise zu unterstützen. Stegemann handelte dabei als Schweizer Bürger und Deutscher: U r t e i l e n d stand er den Ereignissen als neutraler Schweizer gegenüber, während er zugleich die deutsche Sache m o r a l i s c h durch das in allen seinen Betrachtungen spürbare „Mitgehen" seines Herzens unterstützte[1]. Er war „ein warmer Freund Deutschlands"[2].

Anlage und Verlauf seines Lebens schienen Stegemann zu dieser Tätigkeit, deren Zwiespältigkeit nicht übersehen sei, zu bestimmen. Er brachte eine durch die dichterische und bisherige journalistische Arbeit geschulte Gabe der Einfühlung mit und war gewohnt Dinge und Ereignisse aus der „Distanz", also unter stärkerer Ausschaltung des persönlichen Beteiligtseins zu sehen. Die Schule des Elsasses, des Landes, das von zwei Kulturen geformt und immer noch beeinflußt war, hatte Stegemann frühzeitig gelehrt, die Dinge von mehreren Seiten zu beurteilen; seine Übersiedlung in die Schweiz um 1890 kam ebenfalls der

Neigung zur Beurteilung aus dem Abstand entgegen. Im Weltkrieg übersah er „die Lage gewissermaßen aus der Vogelperspektive, stand außerhalb der Parteien und urteilte, soweit dies ein Mensch vermag, durchaus objektiv“ [3]. Durch die Lage der Schweiz war ihm eine weitere technische Möglichkeit für eine unabhängige Stellung gegeben: alle Nachrichten der kriegführenden Staaten liefen hier zusammen; er besaß „vorzügliche Informationen von allen Seiten und (war) kenntnisreich“ [4].

Wie in den Erinnerungen zu lesen ist, sei ihm bei Kriegsausbruch „kein Traumreich eingestürzt, keine Illusion zerstört worden, als die unfaßbare Vorstellung eines europäischen Krieges sich ins Bewußtsein drängte“; doch ist die Erschütterung des sensiblen Menschen zu bemerken, wie der Krieg nun wirklich (wider Erwarten) als „elementares Ereignis in die Zivilisation einbrach, aus der er doch geboren war“, und sich mit den taktischen Mitteln der letzten Jahre nicht mehr vermeiden ließ. Der Krieg wirkte gleichzeitig alarmierend auf Stegemann. Er übersah bald die weitreichenden Folgen für Deutschland und Europa und wurde zugleich in seiner Bindung als Deutscher und Schweizer tief getroffen und in Zwiespalt gerissen, den er, was Deutschland anging, folgendermaßen löste, daß er die Berichterstattung am Bund übernahm. Er sei durch den Willen zu helfen an diese Tätigkeit herangeführt, schreibt er selbst; er hätte sie nie ausgeübt, wenn seinem alten Vaterland „Schaden zugefügt oder die deutsche Sache dadurch gemindert worden wäre“ [5]. Stegemanns Stellung war nicht leicht. Seine Bindung an die Schweiz verpflichtete ihn zur „striktesten“ Neutralität, was nicht so ohneweiteres möglich war, denn: „laut rauschte das Blut und riß den Berichterstatter, der zugleich Kritik üben und Kommendes deuten wollte, so mit sich, daß er mehr als einmal den Boden unter den Füßen verlor“ [6]. Weiterhin wollte und mußte er sich für die Belange seiner Wahlheimat einsetzen, die von außen leicht abgeschnitten und in ihrer Lebensfähigkeit bedroht werden konnte (von unmittelbaren Angriffen einmal ab-

gesehen) und die im Innern durch einen Meinungskampf bis an den Rand des Bürgerkriegs gebracht wurde. Eine dritte wichtige Bindung für ihn war das europäische Bewußtsein, das ihn bald veranlaßte für die Überwindung des Kriegs noch während des Kriegs einzutreten, besonders als der Krieg für Deutschland aussichtslos zu werden begann.

Auf die militärische Erscheinung Stegemanns braucht hier nicht näher eingegangen werden; andere haben darüber geschrieben [7]. Die Kräfte, die er zu der oft überraschenden Aufhellung der militärischen Zusammenhänge benötigte, waren die gleichen, die für den Dichter und Journalisten, für jeden schöpferischen Menschen notwendig sind: die Fähigkeit zur Schau in Zusammenhängen durch eine gewisse Helligkeit des Geistes, die nicht allein Wissen vermittelt „aus Nachrichten zusammengetragen, sondern Wissen, aus der Tiefe geschöpft, wo Erkenntnis und Ahnung sich die Hände reichen" [8]. Die militärischen und kriegswissenschaftlichen Studien des Vorkriegs waren eine gute Vorbereitung.

Die ersten Berichte kurz vor dem Ausbruch des Krieges wirken noch wie die Fortsetzung der Leitaufsätze aus dem „Expreß". Noch scheint Stegemann die Hoffnung gehabt zu haben, daß sich das Unglück wie zuletzt in den Balkankriegen noch einmal vermeiden läßt. Der Artikel „Die Ruhe vor dem Sturm", einen Tag vor Abgang des österreichischen Ultimatums an Serbien erschienen (22. 7. 14), bespricht in aller Ruhe u. a. die Frage, inwieweit Österreich gegen die serbische Propaganda vorzugehen bereit sei. Nach Kenntnis des Ultimatums gibt Stegemann fest, aber auch etwas erregt der Überzeugung Ausdruck, die Note sei für Serbien „unerfüllbar", sie stelle geradezu „einen Rekord an Schneidigkeit" dar (24. 7. 14) [9]. Es könne kein Zweifel mehr darüber bestehen, daß „Östereich-Ungarn seine Armeen in voller Bereitschaft hat und daß es sich der russischen Neutralität vergewissert hat"; den russischen Machthabern könne das Vorgehen gegen Attentäter nur angenehm sein. Darin liegt vielleicht eine Warnung an Öster-

reich, nichts Überhastetes zu unternehmen; im einzelnen bietet sich ihm die Lage aber noch nicht eindeutig, bis die russische Mobilisierung einen weiteren Schritt zur Übersicht über die Lage bildet. Er begleitet die Mobilisation mit den Worten, Rußland habe als Protektor der Balkanstaaten „sein Vorgehen schon längst beschlossen" und nur solange noch damit gewartet, „bis der treue Verbündete, Poincaré und sein Minister, wieder in Paris waren". Die russische Aktivität auf dem Balkan sei der eigentliche Grund für diesen Krieg. Sogar die englische Flotte treffe „zur Vorsicht" Maßnahmen, die einer Mobilisation gleichkämen. „Das Gespenst eines europäischen Krieges lastet wie ein Alp auf dem Leben des Tages. — Ist er zu verhindern? Es gehört schon ein fester Glaube dazu, nur heute noch die Frage mit ja zu beantworten." (31. 7. 14.) Am 4. August 1914 veröffentlicht Stegemann unter der Überschrift „Der europäische Krieg": „Wir wissen keinen andern Titel mehr für den furchtbaren Kriegsbrand, der jetzt in Europa auflodert... Ob England sofort mit in den Kampf eingreift, scheint von gewissen Erklärungen Deutschlands abzuhängen." Der Brand sei nicht mehr zu löschen (4. 8. 14). Einen Tag später: „Nun ist es also geschehen, was all die Jahre sich vorbereitete, wozu Knoten um Knoten geschürzt wurde: Deutschland steht im Kampf nach drei Fronten." (5. 8. 14.) „Der welthistorische Moment einer nochmaligen kriegerischen Auseinandersetzung zwischen Deutschland und Frankreich ist angebrochen. Und das ist's, was uns im Innersten erschüttert, was wir niemals mehr erleben wollten." Der Vormarsch Rußlands nach Westen sei eine geschichtliche Entwicklung, der man verhältnismäßig kühl gegenüberstehen könne, aber daß die beiden großen westlichen Kulturnationen „noch einmal gegeneinander die Waffen erheben, das ist für uns das schmerzlichste Schauspiel der Welt" [10].

Der Weltkrieg in der Spiegelung der „Betrachtungen" bis zur Wende im Sommer 1916.

Stegemann hat nie zu verbergen gesucht, daß er als gebürtiger Deutscher sich an den deutschen Kriegstaten in besonderem Maße beteiligt fühlte, ohne sich aber, wie er feststellt, je „des Hasses, der Herabsetzung und der Unterschätzung des Gegners Deutschlands schuldig gemacht haben". Als es im späteren Verlauf notwendig wurde, hat Stegemann sich zur stärkeren Zurückhaltung seiner Empfindungen nach außen verstanden, da es ihm ja immer darauf ankam, Deutschland zu nützen [11].

Wie alle Welt hatte auch der Publizist bei Kriegsbeginn die Vorstellung eines raschen deutschen Siegs und war „selbst gepackt von dem Gedanken, daß den Deutschen der ungeheure Wurf gelingen könnte, erwartete selbst die große Entscheidung noch vor dem Blätterfall des Herbstes und baute darauf Hoffnungen, die zwar keinen überwältigenden Sieg Deutschlands — England mußte fechten, solange das belgisch-flandrische Glacis in fremden Händen war —, aber einen raschen guten Frieden zum Gegenstand hatten" [12]. Wenn Deutschland siegt, schreibt er im August 1914, „so verdankt es den Erfolg seiner gewaltigen militärischen Stoßkraft, der Macht einer meisterhaften Organisation. Niemand wird diesem Riesenorganismus Bewunderung versagen" (17. 8. 14). Militärisch kann bei Stegemann vorerst kein Zweifel an der richtigen Durchführung des Schlieffenplans bestehen. Die erwartungsvolle Spannung, mit der er den deutschen Vormarsch zu Kriegsbeginn durch Belgien und Frankreich begleitet, ist in allen seinen Aufsätzen deutlich zu bemerken. Neben der Erläuterung der Kampfhandlungen, deren Schwung sich unbewußt oder bewußt manchmal auf Stegemanns Feder zu übertragen scheint, stellt er Falschmeldungen des Havasbüros richtig [13].

Ende August oder Anfangs September kommen Stegemann die ersten Zweifel, ob das weitgespannte deutsche Umfassungs-

manöver im Westen gelingt (das bekanntlich von Moltke gegenüber der Absicht Schlieffens abgeschwächt wurde). Der Publizist gibt seinen in dieser Richtung laufenden Überlegungen natürlich nicht so ohneweiteres Ausdruck, aber doch so, daß man seine Einschränkungen bemerken kann. Zuerst schreibt er noch (6. 9. 14): Die Absicht der französischen Heeresleitung ziele auf eine möglichste Verlängerung der Kampfhandlungen hin, um dem russischen Vorstoß Zeit zu lassen; Operationen dieser Art seien im Grund schon militärischen Grundsätzen entrückt und mehr von politischen Gesichtspunkten bestimmt. Dies ist aber nur das Vorspiel zu dem, was Stegemann sagen will: es müsse sich mit diesem Rückzug keineswegs eine Lähmung der französischen Bewegungsfähigkeit anzeigen, sondern es könne sich auch um eine Erneuerung der französischen Armee (in rückwärtigen Verbindungen) handeln. Zwar äußert der Publizist noch militärische Zweifel, ob die französische Ermüdungsstrategie zum Ziel führe (selbst bei der Voraussetzung, daß der deutsche Gegner seinerseits auf jede strategische Absicht verzichtet habe, was aber nicht angenommen werden könne), immerhin ist der Zweifel an der Eindeutigkeit der Lage für Deutschland ausgesprochen und am Tag des Beginns der Marneschlacht veröffentlicht[14]. Wer hätte in Deutschland um diese Zeit im Ernst auch nur daran gedacht, daß nach diesem Siegeslauf ein entscheidender militärischer Umschwung kommen könnte. Die Bedeutung der Marneschlacht war Stegemann, wie sich in der Betrachtungen verfolgen läßt, sofort klar (seine persönliche Spannung in diesen Tagen, ebenso sein Kampf gegen die Legendenbildung der Entente um diese Schlacht sind in den Erinnerungen behandelt). Im Bund bringt er unter dem 11. Sept. 1914, daß die auf einer Front von 200 Kilometern entbrannte große Schlacht „zum mindesten über den Besitz der bisher von der deutschen Nordarmee eroberten Gebiete entscheiden wird". Es genügt hier, im folgenden nur einige Beispiele anzuführen. 15. Sept. 1914: „Die französische Offensive hat zwar langsameren Schritt angenommen, erntet aber jetzt die Früchte ihres Er-

folges, den wir viel weniger in der Zurückgewinnung von Terrain als in der Umkehrung der strategischen Lage erblicken." — Der deutsch-französische Feldzug wird jedenfalls eine bedeutende Verlängerung erfahren und dadurch der ganze Krieg im gleichen Sinne beeinflußt werden ... Die politischen Folgen und Möglichkeiten zu erwägen, welche ein Umschwung der militärischen Lage haben könnte, ist nicht Aufgabe dieser Berichte." Diese letzte Bemerkung ist ohne Zweifel aus redaktionellen Erwägungen angefügt, also durch die neutrale Verpflichtung des „Bund" bedingt. Als Journalist hätte es ihn reizen müssen, seinen Vermutungen und Überlegungen auch Ausdruck zu verleihen. — 16. Sept. 1914: „Die Rollen sind vertauscht", das deutsche Heer weiche zurück in eine noch unbekannte Zentralstellung, die „erste Phase des Feldzuges und des Krieges" sei durch die Schlacht an der Marne beendet. — 17. Sept. 1914: „Die von der deutschen Heeresleitung an der Marne nicht durchgekämpfte Schlacht ist jetzt an und nördlich der Aisne in vollem Gange." Stegemann anerkennt die Erfolge des englisch-französischen Flügels, der aber den Gegner nicht zur Entscheidung an der Marne habe zwingen können.

Durch den „tragischen Ausgang" des deutschen Siegeslaufs an der Marne war Stegemann sehr beeindruckt und der Meinung, man hätte die Schlacht durchkämpfen müssen. Auf den Meinungsstreit, das Für und Wider dieser Anschauung kann hier nicht eingegangen werden. Jedenfalls war die publizistische Folge, daß er „dem kriegerischen Geschehen im Westen" skeptisch gegenüberstand (so führt er in seinen Erinnerungen aus) und „ohne Verlangen, die strategische Entwicklung vorauszusagen". Man kann annehmen, daß Stegemann also etwas wie eine persönliche Enttäuschung über den Mißerfolg zu überwinden hatte („erwartete selbst eine Entscheidung noch vor dem Blätterfall des Herbstes"); das „Mißtrauen des Skeptikers", (wie er es ausdrückt) der sich nunmehr nach außenhin abschloß, läßt auf die große innere Anteilnahme schließen. Deutschland

werde vom Schicksal nicht der letzte Triumph gegönnt. Die stärkere Zurückhaltung brachte ihn zur „bewußt empfundenen Objektivität“ [15], womit nicht eine geringere Beteiligung am deutschen Kampf verbunden war. Dieser zweite Abschnitt seiner Tätigkeit im Krieg, die „Phase der bewußten Objektivierung“ geht vom September 1914 bis zur Wende im Sommer 1916.

Nach der Marneschlacht beginnt sich die veränderte Stellung Stegemanns zum Krieg auch publizistisch auszuwirken. War es vorher noch möglich, daß er sich zweifelnd über die Stärke eines der Gegner Deutschlands und seiner Verbündeten äußerte (wodurch seine Anteilnahme für Deutschland offenbar werden konnte) (29. 8. 14), so wird man nachher nichts dergleichen mehr finden. Stegemann meldet nun scheinbar ganz ohne Beteiligung. Militärisch war seine Anteilnahme außerdem nach dem September 1914 fast ausschließlich auf die Ostfeldzüge in Polen und Galizien gerichtet, die „die kriegerische Bühne wieder mit blendendem Glanz“ übergossen. Es läßt sich nicht feststellen, daß Stegemann am endlichen Sieg der deutschen Sache gezweifelt habe, wenn er manchmal auch Zweifel hatte und besonders in seinen Lebenserinnerungen davon spricht. Wohl ist in den lebendigen Niederschriften der Stunde, den Betrachtungen zur Kriegslage oft ein persönliches Mitbangen um eine schwierige Situation festzustellen. So berichtet Stegemann z. B. über die rangierte Schlacht an der Aisne nach der Marneschlacht und bringt zum Ausdruck, daß ein deutscher Sieg den Franzosen den Erfolg an der Marne kosten könne, während ein umgekehrter Sieg keinesfalls diese Auswirkung haben könne (19. 9. 14). Die Lage war nicht ganz einfach für die Deutschen. Einen Tag später beginnt Stegemann alle Meldungen mit folgendem Satz, der fast ein Aufatmen verrät, mit der er die Nachricht abgenommen haben mag: „Der französische Generalangriff auf die feste Stellung der Deutschen hinter der Aisne scheint zu ermatten, ist aber noch nicht vollständig eingestellt worden.“

Die militärische Berichterstattung ist in den einzelnen Ab-

schnitten nicht ohne Eintönigkeit, die gewöhnlich im Stoff, nicht in der Form der Aufsätze liegt. Für Stegemann ist besonders der Feldzug im Osten „außerordentlich spannend und lehrreich zugleich" (30. 9. 14); für 1915 erhofft er eine kriegsentscheidende Wirkung (25. 7. 15). Journalistisch-technisch macht Stegemann durch das Einschieben von Kriegskarten, die er selbst zeichnet oder die nach seinen Angaben angefertigt werden, seine Berichte wirkungsvoller. Bei den selbstskizzierten Karten ist seine unverkennbare Handschrift sichtbar, die Beherrschung der Materie neben unbedingtem Willen zur restlosen Durchleuchtung und „Aufhellung" des Stoffs (hier der militärischen Kampfhandlungen) ausdrückt. Man darf sich seine Tätigkeit nicht als eine durch den Krieg sensationell gesteigerte journalistische Arbeit vorstellen, sondern die Aufgabe beanspruchte alle, auch die körperlichen Kräfte. Die Anspannung des Körpers ist bei der körperlichen Verfassung Stegemanns besonders zu vermerken. Sehr oft wird nur eine Besprechung der einlaufenden Meldungen, ohne persönliche Ausdeutung gebracht; wenn ein Ereignis seine Anteilnahme findet, fügt er manchmal einen kurzen geschichtlichen Überblick ein, um nach dem alten journalistischen Brauch den Raum zu füllen, wenn selbst im Krieg nicht genug Nachrichten vorliegen.

Im Oktober 1914 sind die ersten Anzeichen von militärischer Kritik bei Stegemann bemerkbar; er beschränkte sich bis dahin mehr auf die Schilderung des Kriegsverlaufs, ohne die Kriegshandlungen zu „kritisieren". Man kann auch hier eine Entwicklungslinie feststellen. Scharfe Kritik übt er erst im folgenden Zeitabschnitt, vom Sommer 1916 bis zum Kriegsende. Seine Kritik hat aber nichts Niederdrückendes an sich, sondern wirkt gerade wegen der Klarheit eigentlich aufmunternd.

Wenn Stegemann kritische Ausstellungen macht, so ist seine Art sehr geschickt. Bis zum Sommer 1916 zweifelte er übrigens nicht an einem guten Ausgang des Kriegs für Deutschland; er schreibt aber doch manchmal (wenn auch aus naheliе-

genden Gründen: die Stimmung in Deutschland nicht zu beeinträchtigen) zu hoffnungsfreudig. Für zu günstig sieht Stegemann z. B. die Schwierigkeiten Englands an: die Buren könnten Aufstände und die islamischen Völker einen heiligen Krieg entfesseln. Auf Meldung von der Verschiffung japanischer Truppen nach Europa schreibt Stegemann, bis dahin könne der Krieg längst entschieden sein [16]. Kritik kommt etwa folgendermaßen zum Ausdruck: im Neujahrsaufsatz 1915 bespricht er die allgemeine Lage der Mittelmächte günstig, wie es den Verhältnissen entsprach, macht aber folgende Einschränkung: Deutschland stehe im Westen in „unerschütterter Defensive (und) bleibt im Osten in einer Offensive, die im Grunde auch nur defensiv gedacht ist". — Im ganzen ist er bei der Abfassung seiner Urteile äußerst vorsichtig und zurückhaltend, Voraussagen sind seit Abschluß der ersten publizistischen Phase bis zur Marneschlacht selten geworden, der Verlauf des Kriegs kann immer neue und plötzliche Überraschungen bringen. Im politischen Bereich wirkt der Zwang zur Neutralität; es wäre für Stegemann taktisch falsch gewesen, sich etwa in einer offeneren Form (als durch die schon in seinen Betrachtungen bemerkbare Anteilnahme) für die deutsche Sache einzusetzen, denn die Wirkung seiner Berichte war gerade durch die nach außen hin aufrecht erhaltene Neutralität entscheidend mitbedingt. Die persönliche Teilnahme verrät sich auf andere, unauffälligere Weise. So bemerkt er etwa zu den deutschen Gegenmaßnahmen gegen die englische Blockade, daß sie „den äußersten Versuch einer durch Hungerkrieg in den Wurzeln ihres Daseins bedrohten Nation" darstellten. Das ist eine moralische Unterstützung. Ein anderer Berichterstatter, der wirklich den Ereignissen unbeteiligt gegenüberstand, hätte vielleicht die Aussichten des Unternehmens berechnet. Stegemann warnt in diesem Zusammenhang Deutschland: es solle die zweischneidige Waffe der Unterseeboote mit Vorsicht gebrauchen (18. 2. 15). Auch bei der Besprechung von technischen Neuerungen in der deutschen Armee verrät sich die Beteiligung Stegemanns: Mit dem neuen Flachbahngeschütz bei

Dünkirchen könnten die Deutschen „den Kanal beherrschen, wenn ... die richtigen Voraussetzungen geschaffen worden sind" (3. 5. 15). Man glaubt manchmal eine verdeckte Aufforderung Stegemanns an seine deutschen Blutsbrüder zu hören.

Nach dem deutschen Durchstoß durch die russische Front bei Gorlice-Tarnow wendet sich Stegemann an Italien: „Den aus dieser militärischen Lage und der dadurch bedingten allgemeinen Konstellation sich ergebenden Folgerungen werden auch diejenigen sich nicht entziehen können, die jetzt zwischen Neutralität und Intervention zu schwanken scheinen. H. St." (4. 5. 15.) Nach dem Eintritt Italiens in den Krieg sind nach Stegemann die politischen Schwierigkeiten, die sich einer militärischen Zusammenarbeit der Zentralmächte mit der Türkei entgegenstellten, eher e r l e i c h t e r t ; die Balkanstaaten müßten sich jetzt in ihrer Stellungnahme zum europäischen Krieg entscheiden (13. 8. 15).

Die Notwendigkeit einer Gewichtsverlagerung des Kriegs von Osten nach Westen kündigt Stegemann schon im September 1915 an: „Vorläufig behauptet der Kriegsschauplatz im Osten noch den Vorrang, was die Sichtbarkeit der Operationen betrifft. Das wird sich früher oder später ändern. Wo dann das Feuer am lebhaftesten aufflammt, läßt sich mit einiger Sicherheit nicht bestimmen, weil beide Teile soviel Handlungsfreiheit besitzen, daß sie in jedem ihnen wichtig erscheinenden Punkte die Offensive ergreifen können" (14. 9. 15). Der Krieg weise aber noch keineswegs „auf ein Übersteigen des Gipfelpunktes der militärischen Operationen hin", die große Offensive der Deutschen und Österreicher im Osten hat die Bedrohung durch die russischen Armeen zwar beseitigt, der Krieg als solcher aber ist noch nicht entschieden (19. 9. 15). Er warnt also vor übertriebenen Hoffnungen, denen sich die deutsche Öffentlichkeit zu leicht hingab. Stegemann lehnt es auch ab, von einer „Belagerung Frankreichs" zu sprechen, diese Auffassung entspringe" einer unfaßbaren Verkennung der Lage" [17]. Einer Rede des Reichskanzlers über die militärische Überlegenheit Deutschlands

und seiner Verbündeten setzt Stegemann die Einschränkung entgegen: wohl seien die belgisch-englisch-französischen und die italienisch-russischen Fronten unerschüttert, aber es sei festzustellen, daß sie nur gezwungenermaßen und in Intervallen der Kampfhandlung als defensiv gelten, daß sie eigentlich offensiv zu wirken hätten: „Das wird ja schon an der Düna, am Styr, an der Strypa, im Artois, in der Champagne und am Isonzo . . . . wenn auch negativ bewiesen.

Das Jahr 1916 wurde „das blutigste Jahr des blutigsten Krieges". Bemerkenswert über das rein Militärische hinaus ist dabei Stegemanns Stellungnahme zu den großen Verdunoffensiven. Von vornherein begleitete er sie mit abwartenden Bemerkungen und enthielt sich bewußt jeder Voraussage[18]. Das „Schultergelenk der ganzen französischen Front", das vielleicht einmal die Basis zu einem Vorstoß auf den Rhein dienen sollte, sei gelähmt (28. 2. 16); doch bemerkt man, daß ihn dieses Ergebnis nicht befriedigt.

Stegemann kommt durch den Angriff auf Verdun im besonderen und neuen Maße zur Kritik und — es setzt sich in ihm langsam die Überzeugung durch, daß nach dem Scheitern dieser Kämpfe der Krieg für Deutschland verloren ist. Wichtig ist vor allem eins: er bleibt kühl bei der Beurteilung und hält sich zurück; wohl um seine eigene Stellung nicht zu erschüttern und um Deutschlands Position nicht zu erschweren. Was nicht ausschloß, daß die feindliche Gegenpropaganda dennoch den zurückhaltenden Ton der Besprechungen bemerkte und diese in ihrem Sinne verwendete[19]. Bekanntlich wurde der Angriff auf der linken Maasseite erst nach einigen Tagen, aber zu spät, vorgetragen; wie später der Öffentlichkeit bekannt wurde, wollte Falkenhayn Verdun garnicht nehmen, sondern die Kraft der französischen Nation in der „Maasmühle" zerreiben. Auf eine nähere Ausführung dieser im Grunde sicher wenig militärischen Auffassung kann hier nicht näher eingegangen werden. In der Reihe dieser Aufsätze sei ein „warnendes Leitmotiv" (sagt Ste-

gemann selbst), das die Franzosen „als dunkle Warnung zu deuten wußten“, das die deutschen Stellen aber offenbar nicht hörten. Zu erwähnen ist weiter, daß das Wort „Die Hölle von Verdun“ von Stegemann stammt.

Am 1. März 1916, zehn Tage nach dem Angriffsbeginn, schreibt Stegemann: Die Verteidigung von Verdun sei noch nicht gebrochen, aber er halte wenigstens die strategische Position des Orts für sehr gefährdet. Kühler ist die Feststellung des 5. März: „Nicht der erkämpfte Geländegewinn an sich ist maßgebend für die Beurteilung dieser Offensive, sondern die strategische Bewertung des erkämpften Bodens. Es ist also weniger von Bedeutung, daß die Deutschen mit 160 Quadratkilometern den Geländegewinn der Franzosen in der Champagne um das Dreifache überboten haben“, — wenn auch die „starre und unverrückbare Wehrstellung“ Verduns heute so eng eingekreist sei, daß sie Offensivunternehmen der Franzosen kaum noch unterstützen könne. — 10. März 1916: Der französischen Seite empfiehlt er eine teilweise Räumung der Festung; nach Deutschland hin sagt er folgendes: „Verdun erscheint nur deshalb weniger bedroht, weil die deutsche Offensive jetzt die volle Breite erreicht hat und nicht mehr als K e i l, sondern gleichmäßig von Norden, Nordosten, Osten und Südosten vorgetragen wird.“ Falkenhayn verzichtete bewußt auf einen keilförmigen Angriff, er wollte durch eine mit allgemeinen Angriffen erreichte Fesselung die französische Armee binden und ausbluten lassen. Die Fehlrechnung über die dazu notwendigen eigenen Opfer hat letzten Endes den Krieg zu Ungunsten Deutschlands entschieden. Deutschland ist ebenfalls und (da es sich in einer belagerten Festung befand) in erhöhtem Maße an Menschen und Material „verblutet“.

19. März 1916: Stegemann verhehlt nicht seine Bewunderung für die tapfere Verteidigung Verduns. 21. März 1916: „Die deutsche Offensive im Raume Verdun (ist) nicht mehr sichtbar vom Fleck gekommen.“ Um aber nicht zu entmutigen, fügt er hinzu, vielleicht habe Deutschland noch nicht sein letz-

tes Wort vor Verdun gesprochen, Erfolge reiften langsam. Militärisch weist er auf Gegenmaßnahmen hin, die letzten Endes wohl den deutschen militärischen Stellen die Aussichtslosigkeit des Unternehmens beweisen sollen: ein starker französischer Gegendruck von Toul aus verhindere eine deutsche Offensive im Raume St. Mihiel. In der Folgezeit stellt er die militärischen Tatsachen ohne jede Beschönigung fest; man hat den Eindruck beim Lesen, daß nach seiner Meinung die Aktivität auf die Seite der Gegner übergegangen ist. Stegemann spricht das natürlich nicht in den Betrachtungen aus. Wie heute bekannt ist (damals war es auch Stegemann, der in der Schweiz die größere Übersicht hatte, bekannt), wurde gerade durch den Widerstand bei Verdun das moralische Bewußtsein ganz Frankreichs gestärkt und der Glaube an den endgültigen Sieg bei der Entente erst befestigt[20]. Über die Gesamtlage schreibt er am 3. April 1916: „Es ist nicht mehr daran zu zweifeln, daß der Hauptnachdruck der Operationen jetzt von beiden Seiten im W e s t e n gesucht wird. Das erklärt sich aus der Bedeutung, welche die Verduner Offensive erlangt hat und aus der Notwendigkeit, endlich zu größeren Entscheidungen zu kommen." Kann man vielleicht annehmen, daß diese letzte Aufforderung auch an Deutschland gerichtet ist: zu einer großen Entscheidung inbezug auf Verdun zu kommen und die ganze Aktion abzubrechen. Stegemann weist in diesem Zusammenhang auf eine kommende englische Offensive hin und begründet psychologisch: weil sich die Engländer zur Zeit zurückhalten[21]. 9. April 1916: „Auch jetzt noch bleibt ungewiß, wieweit die deutsche Offensive (Verdun) gefördert werden soll und kann und wann der deutsche Generalstab den Augenblick für gekommen glaubt, sie s t i l l z u l e g e n und sich mit dem strategischen Ergebnis befriedigt zu erklären." Deutlicher kann Stegemann nicht werden. Um aus inneren Gründen einen Rückzug zu ermöglichen, schreibt er: „Ausdrücklich sei noch einmal betont, daß die Gefechtsmoral der beiden großen Gegner sehr hoch steht, eine Tatsache, auf die ich schon wiederholt hingewiesen habe." 4. Juni 1916:

Stegemann wirft die Frage auf, ob die von „wahnsinniger Erbitterung getränkten" Kämpfe von Verdun in ihren Verlusten noch im richtigen Verhältnis zum Erfolg stehen. Der Heftigkeitsgrad der Schlacht könne nicht mehr überboten werden. Als gleich nach der Brussilow-Offensive die Entlastungskämpfe der Entente im Westen bei Ypern und im Süden bei Asiago-Arsiero beginnen, zieht Stegemann die Schlußfolgerung: „Mit anderen Worten, die größte Belastungsprobe der Zentralmächte beginnt." (9. 6. 16.) In den nächsten Wochen falle die Entscheidung über einen nochmaligen Winterfeldzug (24. 6. 16). Die am 1. Juli 1916 nach siebentägigem Trommelfeuer beginnende Sommeschlacht, die bis November dauerte, „eine der gewaltigsten Schlachten der Weltgeschichte"[22], sieht Stegemann kommen. Man kann merken, daß er beunruhigt ist: die Möglichkeit, „daß die Front im Westen wieder in Bewegung geraten könnte, ist absolut nicht ausgeschlossen, wenn auch die Wahrscheinlichkeit für die Wiederaufnahme des Bewegungskrieges noch nicht groß ist" (2. 7. 16). Als nach einigen Tagen die Gefangenenzahlen in mäßiger Höhe bleiben und die Operationsfreiheit des deutschen Verteidigers erwiesen ist, kann Stegemann schon am 6. Juli schreiben, daß ein Umschwung der Lage nicht eintritt. Im Hintergrund aber stehe immer noch Verdun, mahnt er, wird dabei sehr deutlich: „Vor Verdun ist ein Nachlassen der Kämpfe nicht festzustellen, vielmehr lassen die Deutschen nicht ab." Er richtet die Aufforderung an die Mittelmächte, sich nicht zu v i e l s e i t i g einzulassen, wenn auch in unauffälliger Form (16. 7. 16). In der Folgezeit wird ein anderer Ton in Stegemanns Berichten immer deutlicher; auch der heute Lesende wird von der Niedergeschlagenheit beeindruckt (die nicht etwa bewußt gemacht ist, im Gegenteil). Man bekommt den Eindruck, daß Deutschland für eine verlorene Sache kämpft und das tragische Ende nur noch eine Frage der Zeit ist. Es sei gewagt, schreibt er zwar, die „allgemeine D r u c k o f f e n s i v e, auf die es die A u ß e n s t e h e n d e n jetzt angelegt haben — Joffre hat das Wort sanktioniert —" einseitig gegen die

Zentralmächte auszuspielen. Aber es müsse sich zeigen, ob die Mittelmächte „dem ständig wirkenden und gesteigerten Druck in Ermangelung genügender Angriffskräfte lediglich defensiv begegnen oder ob sie den Gegner zu ermatten und ihre Ernte einzufahren trachten, um im gegebenen Augenblick wieder zur Offensive überzugehen" (13. 8. 16). Nur Hindenburg traut er fest eine Diversion im Osten zu (20. 8. 16). Die allgemeine Lage nach der Kriegserklärung Rumäniens wird folgendermaßen beurteilt: eine grundlegende strategische Umkehrung der Lage zugunsten der Entente sei nicht erfolgt; diese bedeute aber nicht eine Rückkehr der strategischen Überlegenheit an die Mittelmächte. Das ist ohne jede Beschönigung gesagt. Stegemann redet übrigens von manchen Dingen so offen, weil er grundsätzlich der Meinung ist, im Kriege sei die allgemeine Öffentlichkeit über die wirkliche militärische Lage auf dem Laufenden zu halten [23]. Man wird es heute vielleicht in manchem anders machen als Stegemann, es ist aber nützlich zu sehen, wie er es gemacht hat. Er zögert nie, das was seiner Ansicht nach gesagt werden kann, auszusprechen. Nicht etwa weil er als Schweizer „fern vom Schuß" einer deutschen Preßzensur enthoben ist (für die deutsche Öffentlichkeit hat er grundsätzlich verantwortlich gedacht). Stegemann ist der Meinung, daß gegebenenfalls im Volk mit der Kenntnis der wahren Lage gesunde Abwehrkräfte wachsen werden. Man kann annehmen, daß diese Schlußfolgerungen auch aus dem Verhalten des französischen Volks gezogen wurden, das am Widerstand trotz mancher Krisen moralisch stärker geworden ist. Stegemann hat dem deutschen Volk, obwohl es damals noch nicht den inneren Zusammenhalt und das nationale Selbstbewußtsein wie das französische besaß, diese große Widerstandsfähigkeit fraglos zugetraut. Heute, nachdem die deutsche Nation sich ihrer selbst bewußt geworden ist, wird diese Auffassung und Forderung allgemein als selbstverständlich angesehen. Es ist wohl nicht zuviel gesagt: vielleicht hätte bei der notwendigen Übersicht und Einsicht der deutschen politischen Stellen, die erst 1917/18 sich

eingehender mit den Fragen der Propaganda im Innern und nach Außen zu befassen begannen, das Ende des Kriegs und die Zeit kurz nach dem Kriegsende anders ausgesehen. Man hat eine ungeheure Kraft des deutschen Volks im Krieg ungenutzt gelassen: den seelischen Widerstand.

Stegemann erörtert mehrmals die Frage (darin liegt gleichzeitig eine Aufforderung), ob Deutschland sich die Druckoffensive auf die Dauer gefallen lassen müsse oder ob man zur Gegenoffensive übergehen könne, um das Gesetz des Handelns wieder an sich zu reißen. Zur Berufung Hindenburgs und Ludendorffs im August 1916 führt er aus, daß „die höchste Vereinigung des deutschen Willens gerade in diesem Augenblick geeignet ist, der Kriegsführung der Zentralmächte neue Kraft einzuflößen" (3. 9. 16). Man merkt aus diesen Worten seine Zurückhaltung, denn diese höchste Vereinigung des deutschen Willens hätte früher erfolgen müssen. Die neue Oberste Heeresleitung beschloß bekanntlich (am 2. Sept. 1916) den Abbruch der Verdunoffensive. Die letzten Großangriffe der Franzosen im Raum Verdun sieht Stegemann übrigens als Gegenschläge zur Offensive Mackensens in Rumänien und er weist auf das Gesetz von Wirkung und Gegenwirkung im Kriege hin (26. 10. 16).

Von den eigentlich politischen Ereignissen beurteilt Stegemann die Möglichkeit eines „deutsch-amerikanischen Konflikts, der sich auch auf wirtschaftlichem Gebiete fühlbar machen könnte" als ernst zu nehmen, wichtiger als die derzeitigen kriegerischen Ereignisse (26. 4. 16). Politisch wertet Stegemann auch die Landung von Russen in Marseille, die zweifellos auf die Stimmung des französischen Volks gewirkt habe, ohne bisher eine militärische Verstärkung darzustellen. Dies kann auch als ein Hinweis auf gewisse „Imponderabilien" propagandistischer Art angesehen werden, die von der Gegenseite in erhöhtem Maße, auf der deutschen aber kaum oder weniger erkannt und eingeschätzt wurden. Die belgische Frage hat

Stegemann unter ähnlichem Gesichtswinkel gesehen[24]. Die Ver-
kündung der allgemeinen Wehrpflicht in England wird zu der
Ausschiffung der Russen in Frankreich in Beziehung gesetzt: bei-
des habe das Ziel der Hebung des französischen Selbstbewußt-
seins, das allerdings schon „nach der Depression der letzten
Februartage eine Besserung zu verzeichnen" habe; denn es sei
„den Franzosen gelungen, Verdun, das sie als unmittelbar
bedroht ansahen, wenn auch unter dem Preis sehr hoher Opfer
zu behaupten" (7. 5. 16).

Vom Sommer 1916 bis zum Kriegsende.

Aus der bisherigen Untersuchung ging hervor, worauf es
Stegemann während seiner Kriegstätigkeit ankam: auf die Be-
urteilung des kriegerischen Verlaufs aus dem Schweizer Blick-
feld und mit den Augen eines Deutschen. Je nachdem er es mit
seiner sehr herausgestellten Stellung vereinbaren kann, gibt er
Anregungen und Mahnungen nach Deutschland hin. Nach der
Wende des Kriegsglücks für die Mittelmächte beginnt der dritte
Zeitabschnitt in seiner Weltkriegs-Tätigkeit: ihm geht es um
die bewußte Überwindung des Kriegs[25]. Hier spricht neben
einem gewissen persönlichen politischen Ehrgeiz wiederum auch
sein Herz; es geht nicht um den Begriff „Europa" allein, son-
dern um Deutschland; Stegemann kommt mehr und mehr
zu der Überzeugung, daß die Mittelmächte, je länger der
Krieg dauert, umsomehr zu verlieren haben. Die Entente
war, schreibt von Frauenholz, im Jahre 1916 „aus-
gesprochen tonangebend im Angriff" und die deutsche Armee
nicht mehr das Heer von 1915 und 1916[26]. Schon 1916
begannen die Schwierigkeiten innerhalb des Viererbundes
selbst, nachdem die Lage durch die gegnerische Propaganda
noch ungünstiger geworden war. Die Schlagworte, unter
denen man die Lügenfeldzüge gegen Deutschland ins Werk
setzte, sind inzwischen dem deutschen Volk bekannt geworden,
Stegemann kommt es darauf an, in mehr oder weniger offener

Form, je nachdem es die Umstände gestatten, seine Tatkraft zur Beendigung des Kriegs einzusetzen, wobei er gleichzeitig einen annehmbaren Frieden für Deutschland im Auge hat.

Was vorerst die militärische Seite des Kriegs angeht, so braucht auch in diesem dritten Abschnitt von Stegemanns Kriegstätigkeit nicht auf alle Einzelheiten der militärischen Operationen und seiner darauffolgenden Stellungnahme eingegangen zu werden (von der Breite der Ausführungen einmal abgesehen) sondern es kann nur an einzelnen besonderen Beispielen versucht werden, die Merkmale seines politischen Journalismus klarzulegen. Nach der Wende des Sommers 1916 stehen für Stegemann die militärischen Fragen nicht mehr im Vordergrund, die er oft mit lakonischer Kürze, in der Kritik noch härter durch die Herausstellung der nackten Tatsachen behandelt. Betonte er anfangs des Kriegs (wenn auch aus redaktionellen Erwägungen), daß es sich in seinen Arbeiten lediglich um Berichte über die militärischen Operationen handele, so sind jetzt die Gewichte verschoben: Stegemann sieht die militärischen Operationen nur noch in Verbindung mit den möglichen politischen Folgen. Die Ereignisse des Kriegs selbst haben ihn zu dieser militärisch-politisch verbindenden Schau geführt.

Nach der Übernahme der Obersten Heeresleitung durch Hindenburg und Ludendorff wurde die Frage des uneingeschränkten U-Bootkriegs wieder in den Vordergrund gerückt. Bekanntlich sollte nach dem Urteil der Marinefachkreise die Möglichkeit bestehen, England im Laufe des Jahres 1917 vollständig zu blockieren und zum Frieden zu zwingen. Als der verschärfte U-Bootkrieg erklärt wird, weist Stegemann immer wieder darauf hin, daß man neben den militärischen auch die politischen Gesichtspunkte in Rechnung stellen müsse. Die politische Frage erscheine „vorläufig noch als unbekannte Größe", die Wirkung auf die Vereinigten Staaten sei noch nicht abzuschätzen, politische Schwierigkeiten könnten sich auch aus einer wirtschaftlichen Bedrängung der Neutralen ergeben. Im

ganzen werde diese furchtbare Waffe, die auch wohl die Kampfhandlungen auf dem Lande beschleunige und verschärfe, wahrscheinlich zu einer Verkürzung des Kriegs führen (4. 2. 17)[27]. Stegemann enthält sich dabei, wie es inzwischen seine Gewohnheit geworden ist, der Voraussage. Es kommt ihm offensichtlich darauf an, daß der Krieg bald zuendegeht. Interessant ist der Aufsatz, der sich mit dem Abbruch der Beziehungen der Vereinigten Staaten zu Deutschland und der gleichzeitigen Aufforderung Wilsons an die Neutralen, sich dem anzuschließen, befaßt. Stegemann ist in seiner Eigenschaft als Schweizer Bürger wie als Deutscher beunruhigt. Er macht dabei geschickt geltend, daß durch diesen „Kreuzzugsgedanken" die „Stellung der Neutralen zum europäischen Konflikt" verschoben wird. „Wer sagt uns, daß der Abbruch der Beziehungen zwischen Deutschland und Amerika nicht morgen vom offiziellen Kriegszustand gefolgt wird?" In der U-Bootfrage wendet er sich aber auch an Deutschland und warnt: Deutschland habe sich doch wohl zum U-Bootkrieg nicht „als der letzten Konsequenz seiner militärischen Maßnahmen entschlossen", ohne die politische Seite zu erwägen. Man müsse mit dem Abbruch der diplomatischen Beziehungen sicher gerechnet haben. Sein Ton wird noch warnender: „Die Deutschen und die Österreicher müssen gewußt haben, daß sie die Risiken einer allgemeinen Erhebung der Neutralen laufen, und wir müssen damit rechnen, daß sie militärische Vorsorgen getroffen haben, sich vor dem äußersten zu bewahren." Die deutschen Fronten seien zwar fest mit „der Zentralstellung des ganzen deutschen Hinterlandes verbunden" und stelle sich als gewaltiger defensiver Block dar, den der Gegner kaum zertrümmern könne, „wenn das wirtschaftliche Moment nicht den Ausschlag gibt" (6. 2. 17). Ein Jahr später nach der Erklärung des uneingeschränkten Unterseebootkriegs muß er darauf hinweisen, daß die Hoffnungen auf die Wirkung des Unterseebootkriegs zu hoch gewesen waren. Die Entente habe zwar wenig geringere wirtschaftliche Schwierigkeiten als die Mittelmächte, aber die Erfolgsberechnungen seien immer und

überall durch das Hinzutreten unbekannter Größen gestört worden, man habe (diese Feststellung muß als entscheidend angesehen werden) „meist der Einfluß geistiger Potenzen unterschätzt" (10. 2. 18)[28].

Stegemanns Berichte sind gleichzeitig auch ein getreues Spiegelbild des Widerstands bei der Entente. Wenn man im Weltkrieg auf deutscher Seite an entscheidender Befehlsstelle[29] mehr auf den warnenden Ton dieses Journalisten gehört hätte, wäre vielleicht manche Entscheidung anders ausgefallen. In der Ernennung Pétains zum Generalissimus der französischen Armee und Fochs zum Generalstabschef sieht Stegemann ein Zeichen, daß die Entente die Partie noch nicht verloren gegeben habe (20. 5. 17). Foch ist aus seinen militärischen Schriften der Vorkriegszeit ein ihm bekannter Theoretiker, von dem er sehr viel hält.

Im Jahre 1917 ist der Krieg in der Schwebe. Die englische Offensive bei Ypern (Juli bis November) dringt nicht durch und die französische Armee war überhaupt nicht mehr in der Lage, größere Operationen zu übernehmen. Über die deutsche Armee schreibt Stegemann: „Die Widerstandskraft der Zentralmächte ist unerschüttert, ihre Angriffskraft trotz der Beharrung in der Verteidigung noch nicht verbraucht" (24. 6. 17.)[30], — aber wer den Ton in seinen Berichten zu hören versteht, wird feststellen, daß er gerade mit dem „Bleiben in der Verteidigung" die eigentliche Einschränkung ausdrücken will. Nach dem Ausscheiden Rußlands kann seiner Ansicht nach die Lage zugunsten Deutschlands nocheinmal geändert werden; doch gilt es dabei zu bedenken, daß bei einem Durchbruch „weniger die militärischen Erfolge als die politischen Folgen ins Auge zu fassen" sind. Der Krieg sei im Zerfall begriffen, ist seine Schlußfolgerung (3. 2. 18). In der „Häufung zerstreuter strategischer Aufgaben" findet er eine Erschwerung der raschen Durchführung des Kriegs, diese Feststellung macht er wenige Tage vor dem Losbrechen der deutschen Michaeloffensive 1918; sie ist wie eine letzte Mahnung anzusehen, nun wirklich alles

auf eine Karte zu setzen und den Osten und Südosten noch mehr in den Hintergrund treten zu lassen. Man müsse beachten, daß die Entente die offenen Weltverbindungen habe (17. 3. 18). Stegemann will sagen, daß es also auf grundsätzlich wirkende operative Schläge ankommt; an den Erfolg einer deutschen Zermürbungspolitik durch langsame Stöße konnte er nicht glauben, diese Auffassung war materiell zu wenig begründet. Nach dem Losbrechen der Schlacht am 21. März bleibt vorerst jede politische Erörterung der Lage aus, Stegemann ist von dem militärischen Ablauf gebannt, den er mit persönlicher Spannung miterlebt, da er die volle Tragweite dieser letzten großen tragischen Kämpfe um die operative Freiheit und um einen gleichwie gearteten deutschen Sieg überschaut. Operativ werden die Schlachthandlungen schöpferisch durchdacht; er überlegt, wie es kommen könnte und müßte, wenn das eine oder andere eintritt. Diese Betrachtungen des Frühjahrs 1918 sind vielleicht das geistvollste, das Stegemann je, bestimmt aber während des Kriegs, geschrieben hat.

Nach der ersten Schlacht (Michael) ist ein Nachlassen der Spannung zu bemerken und Stegemann läßt keinen Zweifel darüber, daß die operativen Ziele nicht erreicht wurden. Wie aus seinen Erinnerungen und aus Zeugnissen von Zeitgenossen bekannt geworden ist, war Stegemann auch v o r der Schlacht von einem Erfolg nicht überzeugt. Er hat seine Gründe den maßgebenden deutschen Stellen dargelegt[31]. Auf die weiteren Kämpfe und Stegemanns Äußerungen dazu braucht hier im einzelnen nicht eingegangen zu werden. Je weiter der Krieg geht, desto mehr gewinnt er übrigens von der Spannung des Anfangs, die jahrelang festliegenden Fronten sind wieder in Bewegung gekommen, es geht wieder um die Schlacht - Freiheit. Man kann sich die nervenzerreißende Spannung des „Strategen" in Bern vorstellen, der die militärische Lage bis in die letzten Verästelungen überschaut, aber in Berlin oder Spaa nicht entsprechend gehört wird[32] und gezwungen ist, sich nur einer chronistischen und kritischen Betrachtung hinzugeben. — Jeder Ver-

such Fochs, das zurückgehende deutsche Heer in einer entscheidenden Operation zu treffen, scheitere an der elastischen Abwehr und bleibe „trotz der geistvollen Führung" eine „Abnützungsschlacht von gigantischen Umrissen" (6. 10. 18). In seiner letzten Betrachtung „Zur Kriegslage" spricht Stegemann dann ein Schlußwort und wertet die Leistungen aller Beteiligten. Seine Worte über die in die Heimat zurückkehrenden deutschen Armeen sind ein persönliches Abschiednehmen von dem Heer, das er als das erste in der Welt erkannt hatte; nicht etwa weil er deutschblütig war, sondern weil die Möglichkeit der distanzierten Beurteilung in der Schweiz ihm auch in diesem Fall zugute kam. „Es gibt wohl kein kriegsgeschichtliches Beispiel für den deutschen Rückzug, den Rückzug eines Heeres, das 51 Monate auf der inneren Linie als Ausfallstruppe einer belagerten Festung gekämpft und größte Siege an seine Fahnen geheftet hat, um schließlich, auf der Walstatt allein gelassen, nach Aufzehrung aller Rohstoffe und Erhaltungsmittel entwaffnet, von dem Glacis, das es an der Sambre, der Schelde und der Maas behauptet hatte, über den Rhein abziehen zu müssen. — Gerade seine Gegner im Felde, die russische Armee, die am meisten Blutopfer brachte, die britische Armee, die erst im Kriege lernen mußte, diesem Feinde zu begegnen, das französische Heer, Hirn und Kern der Entente, das sich wie der Phönix aus der Asche aus seinem eigenen Blute immer wieder erneuerte, und die zuletzt frisch und streitbar auf den Plan tretenden amerikanischen Divisionen, wissen die Kraft dieses Gegners nach ihrem vollen militärischen Gewicht einzuschätzen, denn sie müssen ja danach die Bedeutung ihrer eigenen Anstrengung und Kraftentfaltung bemessen und bewerten."

Die Beschäftigung Hermann Stegemanns mit den politischen Fragestellungen steht in der zweiten Hälfte des Kriegs mehr als vorher im Vordergrund. „Die Entscheidung wird in so weitgeschrittener kriegerischer Entwicklung nicht mehr ausschließlich dort gefunden werden können, wo die Stelle des ge-

ringeren militärischen Widerstands zu suchen ist, sondern mehr dort zu finden sein, wo sich eine Stelle minoris resistentiae politicae ergibt", ist seine Auffassung (5. 11. 16). Die Hinweise Stegemanns, zu einer allgemeinen Lösung des Kriegs zu kommen, sind in einem besonderen Abschnitt behandelt [33].

Der Frage der Aufrichtung des polnischen Staates stand Stegemann zweifelnd gegenüber. Nach der Proklamation schrieb er: „An die Aufstellung eines großen nationalen Heeres glaube ich nicht", das sich auf deutscher Seite beteiligen könnte; die Bevölkerung könne nur mittelbar zum Kriegsdienst herangezogen werden (8. 11. 16). Er war auch der Ansicht, es sei besser, einen zu errichtenden polnischen Staat als Pfand bei den kommenden Friedensverhandlungen zu behalten [33].

Bemerkenswert sind seine Auffassungen zu der noch wichtigeren Frage der Wiederherstellung Belgiens. Stegemann sah in Belgien ein ungeheuer wichtiges Kriegs- und Friedenspfand für Deutschland, das nur geschickt ausgenutzt zu werden brauchte; er muß gegen Kriegsende feststellen, daß man dieses Gewicht nicht genützt hat.

In einem Brief vom Oktober 1917 äußerte Stegemann, die belgische Frage müsse offiziell und öffentlich von Deutschland aufgeworfen werden. „Eine klug abgewogene, mit Kautelen versehene Desinteressementserklärung Deutschlands würde eine Lockerung des Kriegswillens und eine Schwächung der Kriegsstimmung beim Gegner hervorrufen." Er begründet weiter, daß „die militärische Lage Deutschlands an die seiner Partner gebunden und nur in der Defensive glänzend zu nennen ist; zur positiven Beendigung reicht das aber nicht aus, da die strategische Entwicklung keine Perspektiven bietet." Auf unberechenbare Ereignisse wie die Revolution in Rußland, Revolten in Italien, Mißstimmung in Frankreich, die Verminderung des Frachtraumes durch den U-Bootkrieg u. a. zu bauen, sei eine Täuschung über den Ernst der Lage. Nur diese Selbsttäuschung kann Deutschland verhindern, „heute in geschickter Form das Wort zu einer Erklärung zu nehmen, die den Kriegs-

willen der Gegner tötlich treffen würde!" Andernfalls aber „verliert die belgische Karte an Wert, je länger sie aufgespart wird." Eine Verquickung der elsaß-lothringischen Frage mit der belgischen in der Art, wie Staatssekretär von Kühlmann vorgehe, um eine „Divergenz englischer und französischer Interessen" aufzudecken, beruhe auf falschen Voraussetzungen (14. 10. 17)[34]. „England hat sich ausdrücklich verpflichtet, solange für die elsaß-lothringische Forderung zu kämpfen, als Frankreich selbst für diese einstand." Deutschland müsse für Elsaß-Lothringen kämpfen und ihm gleichzeitig die Autonomie geben, für Belgien könne man unter solchen Umständen nicht kämpfen, denn Belgien sei kein historisches Guthaben[35].

Unter diesen Voraussetzungen trat Stegemann publizistisch für eine Lösung der belgischen Frage (mit dem Ziel eines deutschen Vorteils) ein. Damit betrat er erstmalig in seinen Betrachtungen „offenkundig das politische Gebiet und wies Deutschland ... auf den Wert der belgischen Trumpfkarte hin"[36]. Seine Verteidigung und Unterstützung besticht durch die Begründung: gerade wenn Deutschland die „Wiederaufrichtung Belgiens unter gewissen allseitig zu ordnenden Bürgschaften in sein Friedensprogramm" aufnehmen wolle, müsse es militärisch „seine Defensivstellung in Flandern unversehrt erhalten, um im Gefühl der Stärke seiner militärischen Position und der Unversehrheit des dahinterliegenden Gebietes eine entgegenkommende politische Lösung vorschlagen oder annehmen zu können. Man kann nicht sagen, daß die strategische Defensive in Flandern und Nordfrankreich gleichbedeutend sei mit dem Ausdruck des Willens, die Grenzen nach Westen zu verschieben, denn alle Strategie bleibt kriegerisches Mittel und der Krieg selbst ein Instrument der Politik. Deshalb konnten niemals in der Geschichte aus dem Beharren in militärischen Positionen bindende Forderungen inbezug auf Friedensverhandlungen und Friedensbedingungen gezogen werden. Das ist heute nicht anders" (26. 9. 17). Die Schweizer Lebensbedingungen spielen mit hinein. Die

neutralen Staaten hätten ein Interesse daran, daß die belgische Frage zu einer Lösung geführt wird (14. 10. 37). Aber weder die Entente ist in Friedensverhandlungen wegen Belgien eingetreten, noch hat Deutschland eine endgültige Erklärung über die Wiederherstellung abgegeben. Im Oktober 1918, als die Lage sich für Deutschland grundlegend geändert hatte und die Handlungsfreiheit der Mittelmächte schon längst verloren war (wie Stegemann immer befürchtet hatte), bringt es nicht ohne Bitterkeit zum Ausdruck, die derzeitige Kriegslage im Westen stehe „in paradoxer Weise in Einklang" mit der von Deutschland (zu spät) zugestandenen Grundlage von Friedensverhandlungen. Während Wilson die Räumung (des belgisch-französischen Gebiets) früher noch von Deutschland forderte und diese somit noch in die Wagschale geworfen werden konnte, vollziehe sie sich heute unter strategischem Zwang von selbst (16. 10. 18).

Stegemann selbst stand mit seinen Anschauungen über Belgien in einem aussichtslosen Meinungskampf. Durch Vermittlung seiner Freunde hatte er seine Meinung bei den höchsten politischen Stellen des Reichs geltend gemacht, die nichts unternahmen und vielleicht nichts unternehmen konnten, da diese Ansichten in Widerspruch zu den Auffassungen der Obersten Heeresleitung standen[37]. Auf den unheilvollen Gegensatz zwischen Politik und Kriegführung in Deutschland kann hier nicht näher eingegangen werden. Im Oktober 1917 liest man in den Betrachtungen, „die Wichtigkeit der flandrischen Seeküste wird auch bei den Deutschen überschätzt", es handele sich nur um eins: „den Kriegswillen des Gegners im Endkampf zu schwächen" (14. 10. 17); damit ist eine deutsche Erklärung über Belgien gemeint. Ähnlich wie mit seinen belgischen Vorschlägen ging es Stegemann auch mit dem folgenden (was sich allerdings nicht in den Kriegsberichten widerspiegelt), hier stand er ebenfalls „in denkbar schärfstem Gegensatz" zur OHL. (Ludendorff ist in seinen „Urkunden der Obersten Heeresleitung" auf diese Ansicht zurückgekommen[38]): Stegemann brachte nämlich zum Ausdruck, daß der Erfolg der deutschen Offensiven im Ent-

scheidungsjahr 1918 bei einer richtig vorbereiteten politischen Aktion hätte verhundertfacht werden können. Ein Friedensschluß „nach einer siegreichen Offensive" sei schwerer zu erreichen „als vor einer drohenden und für siegreich gehaltenen Offensive". Wieder urteilte Stegemann sowohl kraft seiner Fähigkeit, Zusammenhänge sich vorzustellen und zu verbinden wie aus der größeren Überschau und der besseren Kenntnis der Stimmungen und Meinungen der Gegenseite, die ihm durch die Schweiz möglich wurde. Erst als es zu spät war, griff man auf Stegemann (im Oktober 1918) zurück [39].

Die Schweizer Belange während des Weltkriegs.

Von den Bindungen Hermann Stegemanns an seine Schweizer Wahlheimat wurde schon berichtet [40]. Seit 1890 lebte er mit kleinen Unterbrechungen in der Schweiz, deren Bürgerrecht er 1901 erwarb. In der Vorkriegszeit setzte er sich weniger umfangreich für schweizerische Belange ein, zumal er die Beschäftigung mit der Schweizer Politik nicht unbedingt suchte.

Den persönlichen Zwiespalt, in den Stegemann durch den Ausbruch des Weltkriegs als Deutschblütiger und Schweizer Bürger gestürzt wurde, suchte er mit der Tätigkeit am „Bund" zu lösen, die beiden Bindungen gerecht werden wollte. Dem Meinungskampf, der die deutsche und welsche Schweiz zeitweilig zerriß und die Eidgenossenschaft bis an den Rand des Bürgerkriegs brachte, war Stegemann demnach überhoben. Er konnte nach anderen Maßstäben urteilen. Die „Verteilung der Sympathien" in der Schweiz hat er übrigens „durchaus für natürlich gehalten". Die deutsche Schweiz, so ist in den Erinnerungen ausgeführt, war dabei „zum größten Teil Deutschland wohlgesinnt, ohne den Franzosen jene stille Liebe zu entziehen, die der Französische Geist von jeher bei allen Deutschgeborenen genoß", während die welsche Schweiz „von vornherein nahezu einmütig für Frankreich eingenommen war" [41]. Die Schweiz

mußte also auf einen Ausgleich der verschiedenartigen Meinun gen im Innern hinwirken, wie es in dem Aufruf des schweize rischen Bundesrates vom Oktober 1914 zum Ausdruck kam, de die schweizerische Stammesgemeinschaft und das Wohl des ge meinsamen Vaterlands über die jeweiligen Sympathien für di Kriegführenden stellte.

In militärischer Hinsicht wurde die Schweizer Neutralitä wenigstens theoretisch mehrfach bedroht, wenn auch die vie Nachbarstaaten sie bei Kriegsbeginn erneut bestätigten (Frank reich brachte jedoch Vorbehalte wegen Hochsavoyens). Im spätere Verlauf kam eine wirtschaftliche Blockadegefahr hinzu. Manch mal hingen „die Schatten des Krieges dunkler über der Schweiz" sagt Stegemann und im November 1914 habe eine strategisch Bedrohung von Deutschland aus gewirkt[42]. Im Februar 191 fährt Stegemann (in seiner Eigenschaft als politischer Journa list) mit diplomatischem Auftrag nach Berlin, wo er vom Staats sekretär von Jagow wie auch vom Reichskanzler Bethman Hollweg persönlich eine neue Bestätigung der Unantastbarkei der Schweiz erlangt (Siehe „Bund", 7. 2. 1915). Gegen Ende de Jahres 1915 begann die Schweiz, da man „ein Vorbrechen deut scher Kräfte über den Jura nicht für unmöglich hielt" sich vo neuem zu beunruhigen. Stegemann selbst hielt ausgefallene deut sche Operationen für ausgeschlossen, besonders weil neutral Staaten wie die Schweiz und Holland eine ausgezeichnete Flan kensicherung an der Westfront darstellten.

Der journalistische Niederschlag von Stegemanns Reisen i deutsch-schweizerischen Angelegenheiten findet sich (soweit fest gestellt werden konnte) ausschließlich im „Bund". Im Februa 1915 wird die Möglichkeit einer französischen Truppendiver sion aus der Gegend von Epinal-Belfort erörtert. Da Operatio nen aus der Belforter Senke ebenfalls möglich werden, beton Stegemann die Notwendigkeit, die militärischen Maßnahme in der Schweiz aufrechtzuerhalten (17. 2. und 23. 2. 16). Als di Zahl der Fliegerzwischenfälle größer wird, namentlich vonsei ten der Entente (das Verhältnis zwischen der Entente und de

Mittelmächten beträgt 498 : 260)[43], macht Stegemann den Vorschlag, in den nächsten Grenzgebieten Bombenabwürfe überhaupt zu unterlassen; die Verbindungen des Feindes würden doch nicht gestört. Im Zusammenhang mit der militärischen Lage der Schweiz begrüßt er im April 1916 den Ausbau des holländischen Heeres, das übrigens auch „an den Eigentümlichkeiten des Landes starken (militärischen) Rückhalt" besitze; durch starke Flankenpositionen könne der Gedanke der Neutralität eher aufrecht erhalten werden. Die Rolle der Schweiz sei als allseitig wirkende Flankenstellung aufzufassen (7. 1. 17). Der Aufforderung Wilsons an die Neutralen (auf die schon hingewiesen wurde), nach der Verkündung des uneingeschränkten Unterseebootkriegs ihre Beziehungen zu Deutschland abzubrechen, entgegnet Stegemann[44]: was die Neutralen angeht, so „ist Wilsons Schritt von größter Bedeutung, denn er berührt ihre Lebensinteressen; Wilson verschiebt dadurch die Stellung der europäischen Neutralen zum europäischen Konflikt, und zwar in der Richtung auf den Krieg, nicht in der Richtung auf den Frieden". Dem Abbruch der Beziehungen könne morgen schon der offene Kriegszustand folgen, für die europäischen Neutralen sei es schon gefährlich, sich für eine Friedensaktion einzusetzen (6. 2. 17). Das kriegerische Entscheidungsjahr 1918 könne auch für die Schweiz Gefahren bringen, liest man vor Beginn der Offensiven mit der Aufforderung zur Wachsamkeit: „Die Schweiz steht bei einem Zusammenprall an der verlängerten Westfront (von Nieuport bis Venedig) jetzt auf der inneren Flanke und muß mehr als je gerüstet sein, die Integrität ihrer Neutralität zu wahren." (3. 2. 18.)

Eintreten für ein europäisches Bewußtsein und die Überwindung des Kriegs.

Schon im Anfang des Kriegs spricht Stegemann von der sinnlosen Zerfleischung zweier Kulturvölker, der Deutschen und Franzosen. Aber ein begonnener Krieg ist nicht ohneweiteres

wieder einzustellen, der Versuch, die ihm zugrundeliegenden Ge
gensätze zum Austrag zu bringen, muß wenigstens unternom
men werden. Stegemann wartet ab. Wie er in seinen Erinnerun
gen schreibt, konnte er sich 1915 noch nicht „soweit über de
Krieg zu erheben, daß ich den Drang in mir verspürt hätte, au
mir herauszutreten und meinen deutschen Freunden einen Frie
densschritt nahezulegen". Als der Krieg dann aber immer meh
über seine eigentliche Bestimmung hinausgriff: ein weiteres
wenn auch andersartiges Mittel der Politik zu sein, als die Opfe
in keinem Verhältnis mehr zu dem Erreichten standen und di
Zukunft der Nationen, die europäische Zukunft überhaupt be
lasteten, als Deutschland — das ist für Stegemann der Haupt
beweggrund — nach der Glückswende des Jahres 1916 nu
durch einen Verständigungsfrieden in seinem alten Bestand z
retten war, setzte er sich voll für eine Überwindung des Krieg
ein.

Bei Kriegsanfang scheint Stegemann lediglich aus dem Ge
sichtspunkt der „Expreßzeit" zu urteilen und die deutsch-fran
zösische Auseinandersetzung allein und als das schwerwiegendst
zu sehen: „Wir sehen die beiden großen Kulturvölker Europas
das deutsche und das französische zum Vernichtungskampf ge
geneinander die Waffen erheben. Warum? Weil die Bündniss
es so verlangen. Und gerade diese Völker sind dank ihrer jahr
hundertelangen Arbeit im Dienst der Geisteskultur zu Wegge
nossen geschaffen, nicht zu grimmigen Todfeinden" (17. 8. 14)
Im Weihnachtsaufsatz des Jahres 1914, der sich im übrigen seh
stark an die Gefühlsseite der Leserschaft wendet, stellt Stege
mann die Frage nach dem „Ende dieses furchtbaren Ringens"
eine Antwort lasse sich nicht finden. Im Juli des kommende
Jahres findet sich die Auffassung, „daß vom Standpunkt de
wohlmeinenden und neutralen Betrachters aus gesehen die Opfe
an Gut und Blut, die von allen Seiten gebracht werden, di
Grenzen des Erträglichen bereits überschritten haben. H. St.
(11. 7. 15.) Um die Wende des Jahres 1915/16 besonders nac
dem Beginn der Verdunschlachten im Februar 1916 ist Stege

mann der Meinung, der Krieg nähere sich langsam und „unter gewaltsamen Zuckungen dem Ende“ (12. 3. 16).

Vom Sommer 1916 ab (nach dem Kriegs-Wendepunkt für die Mittelmächte) beginnt Stegemann sich „ernstlich um Friedensbemühungen zu sorgen“ [45]. „Nie war der Friedensgedanke lebhafter als jetzt angesichts solcher Verluste ... auf allen Seiten, nie aber auch die Verwirklichung des Friedensgedankens unwahrscheinlicher als in diesem Augenblick, da die Zentralmächte in angespanntester Verteidigung fochten und die Entente das Gesetz des Handelns endgültig an sich zu reißen hofft.“ (16. 7. 16.) An anderer Stelle steht ein Gesamturteil über diesen Krieg: „Es läßt sich schlechterdings nicht erkennen, warum die kriegerische Handlung darauf bestehen soll, Probleme zu lösen, die sie nicht lösen kann, da sich diese mit dem Fortschreiten der Kriegshandlung und der wachsenden Ausdehnung der Kriegsschauplätze vermehren statt vermindern, schwieriger statt einfacher werden und die weltwirtschaftlichen Zusammenhänge in einen immer fehlerhafter kreisenden Zirkel leiten, der jetzt schwindelnd um uns rast ...“ (5. 11. 16.)

Dem deutschen Friedensangebot vom 16. Dezember 1916 gegenüber verhält er sich zurückhaltend. Stegemann unterstützt das Angebot nur insoweit dies offen geschehen kann: der Augenblick sei nicht ungünstig gewählt, Deutschland müsse aber zu Zugeständnissen bereit sein. Von anderer Seite ist noch die „äußere Form“ des deutschen Angebots beanstandet worden, die es der Entente leicht gemacht habe über den Friedenswillen ihrer Völker hinweg die Fortsetzung des Krieges zu erlangen: außerdem hätten positive Vorschläge gefehlt, man habe nicht versucht auf die „Psyche“ dieser Völker zu wirken und die Entente habe das Angebot als Kriegslist hinstellen können [46]. Stegemann bringt in seinen Erinnerungen eine weitere Mitteilung, die nicht unwichtig erscheint: der deutsche Botschafter in Washington, Graf Bernstorff, war schon im Juli 1916 von Bethmann Hollweg angewiesen worden, dem Präsidenten der Vereinigten Staaten den Gedanken der Friedensver-

mittlung näher zu bringen. Wilson ließ nun durch seinen Vertrauensmann bekanntgeben, daß er noch vor Weihnachten eine Kundgebung erlassen werde; das deutsche Angebot, welches nur eine Woche vor dem wilsonschen erschien, mußte als Schwächung des Ansehens Wilsons, das den ehrgeizigen Präsidenten besonders treffen würde und als „wider die Abrede" gelten.

Im „Bund" läßt Stegemann sich in warnendem Ton über die Folgen einer Ablehnung des Angebots aus: „Unendliche, riesenhafte Kämpfe" (13. 12. 16). Zugleich werde in einem solchen Fall die Kampfkraft der Zentralmächte gestärkt. Auch die folgende Begründung ist geschickt: wenn der Krieg noch lang andauere, wären „Sieger und Besiegte vollständig erschöpft und Europa (würde) unter der Blutschuld und Schuldenlast dieses Erschöpfungskrieges vollständig erdrückt" (24. 12. 16). Man kann allerdings im Zweifel sein, ob Stegemann selbst von dieser verdeckten Unterstützung der deutschen Sache sich noch viel versprach, — Verdun war gerade stillgelegt worden, die innere und äußere Lage der Entente war um die Jahreswende 1916/17 gut und ihre Propaganda gegen die Zentralmächte gewann immer größere Wirkung. An anderer Stelle führt Stegemann aus, dieser Krieg ist schon lange „für den Frieden und einen Ausgleich der Interessen reif" (27. 4. 17). Das ist vielleicht noch die wirksamste Begründung. Mit der Zeit wird ihm dann die „Perspektive auf den Frieden hin unendlich wichtiger als die Erörterung strategischer Idealoperationen" (3. 8. 17). Solange aber der Krieg noch als Zwang zum Krieg und nicht als Zwang zum Frieden empfunden wird, kann mit einem Frieden auch 1918 nicht gerechnet werden (27. 8. 17). Der aussichtslose Durchbruchsversuch der Engländer in Flandern vom Sommer und Herbst 1917 veranlaßt die Feststellung, daß der Krieg „seit einem Jahr mehr lebendige Kräfte und Werte verzehrt, als zum Wiederaufbau Europas entbehrt werden können" (14. 10. 17).

In einem Überblick über die dreiundeinhalb Kriegsjahre (Ende 1917) schließt Stegemann mit folgendem: die Mittel-

mächte hätten nach dem Ausscheiden Rußlands wieder die operative Freiheit errungen; komme vor dem Frühjahr 1918 keine Verständigung zustande, so müsse man mit einer letzten blutigsten Kampfentscheidung rechnen. Man müsse den Frieden ermöglichen, lautet die indirekte Mahnung an die Entente, Europa müsse dieses Letzte erspart bleiben, die Realpolitiker aller Länder müßten sich vereinigen und dem Krieg ein Ende machen, sonst stiege die „Weltnot" ins Ungemessene. Die Friedensvorstellungen Wilsons werden in vorsichtiger Form unterstützt, da Stegemann bei Beginn der Veröffentlichung der 14 Punkte annehmen konnte, daß sie zu einem wirklichen Ausgleich führen. Im Januar 1918 führt dann Stegemann aus, „der psychologische Augenblick sei gekommen, in welchem der Präsident Wilson als Vertreter der außereuropäischen kriegführenden Vormacht die Initiative zur Herbeiführung des Weltfriedens ergreifen könnte". In diesem Zusammenhang setzt Stegemann sich für eine staatliche und zwischenstaatliche Neuordnung ein, betont aber, daß die Mittelmächte wohl vorläufig einer Räumung der besetzten Gebiete nicht zustimmen könnten, solange über die Verhältnisse im Osten keine Klarheit herrscht. Die kommende deutsche Offensive, von der Stegemann (bei allen Vorbehalten) mit großer Erwartung spricht, könne „das ganze System der englisch-französischen Front ins Wanken bringen"; er bleibt aber nicht bei einer einseitigen Warnung und führt weiterhin aus: nicht der Zusammenbruch des Stellungssystems wirke kriegsentscheidend, sondern es müßten „schwere operative Schläge ausgeteilt werden, die die französische oder englische Armee ins Mark treffen". Besser aber sei es zum Frieden zu kommen, als unersetzliche Kräfte zu opfern, gegen deren Darbringung sich jedes menschliche Gefühl sträube (20. 1. 18). Im besonderen wendet er sich an die Amerikaner: die Hauptlast fiele auf Amerika, das Millionenarmeen an einem exzentrischen Brükkenkopf aufstellen müßte (3. 2. 18). Auf diese Weise treibt er fast die Propaganda, zu der er vergeblich die leitenden deutschen Stellen zu bringen versuchte. Die Mittelmächte müßten zu

einer vollen Entscheidung kommen und „sich jetzt schlüssig werden, ob sie unter Berücksichtigung der politischen Imponderabilien nicht doch zum Frieden kommen könnten". Nach den beiden ersten vergeblichen Durchbruchsversuchen im Frühjahr 1918 kommt Stegemann zu der resignierenden Feststellung: „Ja, Deutschlands militärische Lage ist glänzend und — hoffnungslos!" Selbst nach den Aprilkämpfen in Flandern und später haben höchste verantwortliche deutsche Stellen die Schwere der Äußerung nicht entsprechend eingeschätzt [47].

Im September 1918 bringt Stegemann zum Ausdruck, der Krieg sei überreif, beendet zu werden. Erforderlich sei „auf der einen Seite die Klärung der politischen Verhältnisse, auf der andern Seite die Abkehr vom Vernichtungswillen, und auf allen Seiten die Hingabe an — neue völkerrechtliche Ideale" (19. 9. 18), gemeint ist der Gedanke der gemeinsamen Neuordnung im Geiste der Versöhnung. Nach seiner Ansicht ist um diese Zeit der Krieg für Deutschland verloren [48] (die Schlacht im Westen wandert rückwärts). Im Oktober 1918 wirft Stegemann die Frage auf, ob „nicht vom politischen, sondern auch vom strategischen und nicht zuletzt vom humanitären Standpunkt" aus die Möglichkeit bestehe, auf dem Wege eines begrenzten Waffenstillstands eine Einigung zu erzielen. Daß die Entente mit aller Gewalt einen „Endsieg" hervorkehren wolle, verstoße gegen den Geist der Wilsonschen Verhandlungen mit Deutschland (16. 10. 18). Der Krieg sterbe ab und ende nicht mit „einem allgemeinen von Koalition zu Koalition geschlossenen Frieden", sondern der Zusammenhalt der Mittelmächte löse sich auf und „vom kleinsten Partner, Bulgarien angefangen, sucht Partner für Partner den Frieden" (30. 10. 18).

Die letzten Aufsätze bei Kriegsende sind sowohl Spiegelbild der persönlichen Auseinandersetzung Stegemanns mit den Fragen und Folgen des Kriegs wie Ausdruck der allgemeinen Stim-

mungen und Meinungen beim Weltkriegsende. Schon seit längerer Zeit war eine große Friedenssehnsucht aufgekommen, besonders auch in neutralen Ländern; jetzt befürchtet man einen allgemeinen Zusammenbruch, die Auflösung aller Formen, kurz: das Chaos. Man mag die Lage damals (nach der Zermürbung der Geister durch vier Kriegsjahre) schlimmer beurteilt haben als sie wirklich war, vor allem, als der Waffenstillstand verhältnismäßig schnell „hereinbrach". Stegemanns Leitaufsätze im besonderen wollen mit ihrem stark warnenden Ton (worin sich auch die persönliche Beunruhigung zeigt) zweifellos den weiteren Weg Deutschlands erleichtern helfen, indem sie hiermit die neue politische Leitung, das Kabinett Prinz Max von Baden, publizistisch unterstützen. Durch Vermittlung Conrad Haussmanns war Stegemann schon früher mit dem badischen Prinzen in Beziehung getreten, der seine Anregungen sehr schätzte[49]. Hier führt Stegemann aus:

„Der Krieg hat, da er selbst überstreckt worden ist, die kriegführenden und neutralen Völker Europas vor die Gefahr einer Katastrophe gestellt. Der Krieg hat auf nationalem, sozialem und ökonomischen Gebiet zur Beseitigung vieler Formen, zur Verzerrung aller Verhältnisse geführt und zu einer Revolutionierung der Geister gerufen. Es handelt sich heute darum, diese Revolutionierung und die Verwirklichung neuer Ideale in geordnete Bahnen zu leiten und den Völkern den Bürgerkrieg zu ersparen. — Dazu bedarf es der Zusammenfassung aller Kräfte zur Erneuerung der staatlichen und sozialen Verhältnisse im neuen Geiste". Die deutsche Westfront kämpfe zwar noch, „aber das Ringen Deutschlands mit England, Frankreich, Italien und den Vereinigten Staaten, die den Ideenkampf siegreich bestanden haben, den Deutschland erst im Unterliegen in sich selbst auszukämpfen beginnt, neigt sich zu Ende. Jedenfalls darf man sich darüber keinem Zweifel hingeben, daß der Weltkrieg von der Weltrevolution abgelöst wird, wenn nicht in wahrhaft großen Zügen und unter Zusammenfassung aller Kräfte gearbeitet und mit Methoden gebrochen wird, über die

uns der Krieg weit hinausgeführt hat, und wenn nicht ein Evolution Platz greift, die der neuen Zeit gerecht wird (10. 11. 18).

„Am 11. November ist an der Westfront der letzte Schuß gefallen.“ Deutschland hätte mit dem Widerstand nur noch äußerlichen Zeitgewinn erlangen können. „In der Notwendigkeit, den Krieg zu beendigen, sind sicher alle Parteien einig gewesen, aber der psychische Moment, ihn zu beendigen, war so oft verpaßt worden, daß das Ende katastrophal wirkte.“ Der Zusammenbruch des alten Systems und das Ende der nach Wilhelm II. benannten Epoche sei „nicht gleichbedeutend mit dem Untergang Deutschlands, so schwer die Friedensbedingungen auch sein mögen“. Nach Anführung von Einzelheiten aus dem Waffenstillstandsvertrag fährt Stegemann fort, an eine „Wiederaufnahme des Kriegs als eines Verzweiflungsaktes“ könne nicht gedacht werden. Zum Schluß ruft er das europäische Bewußtsein auf: Gerechtigkeit und Ausgleich zwischen den einzelnen Nationen müsse erreicht werden. „Es kommt mehr als je darauf an, sich zu verständigen und gemeinsam die Zukunft zu suchen und der neuen Zeit gerecht zu werden. Dies gilt sowohl für die großen Gegner wie für die Neutralen“. Die Erschütterung, die die Schweiz in diesen Tagen durchgemacht habe (Unruhen), gebe davon Kunde (17. 11. 18).

Man wird diese Ausführungen nicht ohne Widerspruch hinnehmen, nicht nur vom heutigen Standpunkt, sondern auch von der Beurteilung der Lage des Jahres 1918 aus gesehen; ohne daß hier der Versuch gemacht werden kann, auf die Gesamtheit der sich ergebenden geschichtlichen Fragen einzugehen (die zum größten Teil noch einer eingehenden Forschung offenstehen). In der Frage der „Liquidierung“ des Kriegs scheint sich in den Aufsätzen über die übliche journalistische „Taktik“ hinaus doch ein zu großes Maß von „Optimismus“ auszudrücken.

Dem Vertrauen, daß das deutsche Volk nicht untergehen könne, auch wenn die wilhelminische Zeit zu Ende gehe und — so schwer die Friedensbedingungen auch sein mögen, wird nichts

entgegenzusetzen sein. Der Zusammenhalt aller Deutschen war durch den Krieg ohne Zweifel fester geworden, das Gefühl aufeinander angewiesen zu sein hatte sich verstärkt und vertieft; die revolutionären Erscheinungen erscheinen heute im Grunde nur als die besonders hervortretenden Punkte auf diesem Weg. Mit ihren Waffenstillstandsbedingungen, dem Versailler Diktat und der Behandlung Deutschlands in den Nachkriegsjahren haben die sogenannten Siegermächte noch das ihrige dazugetan, das deutsche Volk aufzuwecken und zusammenzuschweißen; auf den Mißbrauch des Vertrauens der Weltöffentlichkeit, die von der Entente einen wahren Frieden der Verständigung und des Aufbaus erhoffte, sei hier nur verwiesen. Der übertriebene Optimismus der Regierung Max von Baden (wie der Aufsätze Stegemanns) liegt darin, sich zu sehr auf den guten Willen der Gegner und auf eine Verständigung in kosmopolitischem Geiste verlassen zu haben. Es war neben anderem eine glatte Fehlrechnung, wie man den Frieden erhoffte: nachzugeben, alles zu tun, was der Feind verlangte, sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben und keinen moralischen Widerstand entgegenzusetzen.

Wenn man als nachträglich Urteilender die Lage bei Kriegsende ansieht, so wird man zugeben, daß keine Zeit verloren werden durfte, um den Krieg zu beenden. Die Summe der Fehler auf unserer Seite war zu hoch geworden, der Krieg war, wie Stegemann sagt, „überstreckt" (das ist allerdings auf beide Parteien bezogen). Unser Hauptfehler lag wohl darin, daß wir ohne das volle Bewußtsein der Schwere (ohne eine vorbildlich wirkende propagandistische Vorstellung, geschweige denn von einer Idee angetrieben) in den Krieg gingen, während die Gegenseite gleich die richtige Einschätzung von dem hatte, was für sie auf dem Spiel stand. Nur ein Hinweis auf unsern unheilvollen Gegensatz zwischen Politik und Kriegführung: das Unheil begann schon, als die militärische Führung die Reichsleitung nicht über die volle Tragweite der Marneschlacht in Kenntnis setzte, während die Gesamtursachen wohl noch tiefer liegen. Ebenfalls sei nur auf die einseitige Belastung durch un-

sere Bündnisverpflichtung mit nicht gleichfähigen Partnern hingewiesen. Auch der Verlauf des Kriegs selbst zeigte immer mehr, um wieviel ernster die Gegenseite den Krieg nahm, als der von allen Seiten eingekesselte Viererbund: bei der Entente kam man schließlich zur Diktatur als dem stärksten Willensausdruck in ernsten Zeiten.

Diesen Krieg weiterzuführen, hatte „keinen Zweck mehr". Es wird kein Zweifel mehr bestehen, daß ernsthafter militärischer Widerstand in den letzten Kriegsmonaten nicht mehr möglich war (etwa auf der Rheinlinie als Basis). Deutschland war ausgehungert, Foch hätte ohne Zweifel seinen für Mitte November geplanten Vorstoß an die Saar und den Rhein durchgeführt und das Rheinland wäre wahrscheinlich (wie Stegemann befürchtete) verloren gewesen, wenn sich der Krieg selbst einmal darin abspielte. Die französische Rheingrenze versuchte Foch ja auch später mit allen Mitteln durchzusetzen. Auch die Bedenken, die sich einer Ablehnung des Waffenstillstands entgegenstellen, seien nicht übersehen: die Blockade blieb (sie wurde unmenschlicherweise sogar nach Annahme des Waffenstillstands aufrechterhalten), es bestand die große Gefahr, daß das Elend bis ans Mark der deutschen Nation gelangte und damit die Zukunft des deutschen Volks ungeheuer belastete.

Auf der andern Seite erhebt sich doch die Frage (nicht um nachträglich zu „polemisieren", sondern weil die Überlegung nützlich zu sein scheint), ob es notwendig war, daß man d i e s e n Waffenstillstand annahm, oder ob er so angenommen werden mußte, wie es geschehen ist, wenn man ihn nicht ablehnen zu können meinte. Auf Seiten der Entente waren Schwierigkeiten bei der Abfassung aufgetaucht, man bezweifelte eine Annahme Deutschlands (war die Reichsleitung über diese Schwierigkeiten nicht im Bilde?). Die Ententemächte wären bei einem (verklausulierten) Nein Deutschlands wahrscheinlich uneins geworden. Es war mehr als fraglich, zur Durchsetzung dieser Forderungen einen Einmarsch nach Deutschland und damit den verlängerten Krieg vor der eigenen Öffentlichkeit zu recht-

fertigen. Die Kosten und wahrscheinlichen Opfer einer Besetzung waren hoch anzusetzen. Die Entente mußte weiter daran denken, die wirtschaftliche Kraft des Deutschen Reichs nicht vollends lahmzulegen, um die sosehr erwünschten Reparationen herauszuholen. England konnte nach seiner Überlieferung den Franzosen nicht die uneingeschränkte Vormacht auf dem Festland gestatten, wie es ja auch später die französischen Ansprüche einschränkte; die Erinnerung an die napoleonische Zeit war noch zu nah (und wann war Faschoda gewesen?).

Ob in Deutschland selbst die Organisation eines nationalen Widerstands auch bei der Kürze der zur Verfügung stehenden Zeit und der bevorstehenden Wirren noch möglich war, diese Frage wird man mit ja beantworten. Der bolschewistische Gedanke wäre bei einem aufbrechenden Widerstand gegen das Einrücken des Feinds ins Reich wahrscheinlich nicht mehr in dem Maße aktuell gewesen; man hat heute den Eindruck, daß sich die Verantwortlichen durch den Gedanken des Bolschewismus großteils schrecken ließen. Auch mit den sozialdemokratischen Arbeitern war noch zu verhandeln. Gerade die Erinnerungen des Prinzen Max von Baden sind der Beweis dafür, daß sich die Arbeiterführer wahrscheinlich anders verhalten hätten, wenn man ihnen fest entgegengetreten wäre, anstatt auf ihren guten Willen allein zu bauen. Freilich, es war „zu spät", die Heerführung hatte den Waffenstillstand verlangt, der Prinz war nur Übergang, der letzte „Exponent" eines sterbenden Zeitalters und die neue Zeit pochte an die Türe (die vorerst auch nur Übergangszeit blieb). Die Geschichte hat damals anders entschieden. Deutschland mußte bis zum äußersten auskosten und lernen, wie man einen Krieg nicht führen und beenden soll.

Was den angenommenen Waffenstillstand angeht, so wirkt heute vor dem Bewußtsein der Nation das W i e der Annahme belastender als die Übernahme der gestellten Bedingungen. Es hätte unter Wahrung der Würde geschehen sollen. Das Benehmen Erzbergers vor Foch sollte auch eine sogenannte seelische Kapitulation zum Ausdruck bringen, man gab sich mehr als von

der Übermacht besiegt, man gab dem Feind „Recht". Wenn vielleicht auch angenommen wurde, den Gegner durch vollkommene Unterwerfung wilsonscher Art festlegen zu können, so lassen sich solche „Zugeständnisse" nicht entschuldigen, sondern sie sind für die Nation belastend. Ein siegreicher Feind läßt sich übrigens auch nicht festlegen, Foch wurde durch Erzbergers Ausführungen in seinem Vernichtungswillen nur noch bestärkt. — Die Äußerung Stegemanns, die Entente habe den Ideenkampf gegen Deutschland gewonnen, ist in diesem Sinn ebenfalls ungerechtfertigt, sie entspricht in keiner Weise den Tatsachen. Im Bewußtsein des deutschen Volks besonders hatte der Gegner keinen moralischen Sieg errungen. Stegemann beurteilte die Lage damals zu sehr als Neutraler, als Schweizer, etwas entfernt von der Wirklichkeit der Kräfte: nämlich dem Willen zur Vernichtung bei der Entente. Der Weltkrieg war außerdem bewußtseinsmäßig noch kein Krieg der Ideen; der „Kreuzzug" gegen „Preußen-Deutschland" konnte nur als geschickte Verschleierung für zweitrangige Ziele gelten.

Stegemann hat das bald nach 1918 gesehen. Das Vertrauen auf „Evolution", auf Lösungen in einem (vorstellbaren, aber nichtwirklichen) Neuen Geist der allgemeinen Versöhnung waren politisch ein Irrtum. Für das durch Versailles in Elend und Zwiespalt gestoßene Deutschland kam es darauf an sich selbst zu helfen, und Stegemanns Bücher und Aufsätze aus der Nachkriegszeit sind Beweis für seine tätige Mithilfe, einen neuen Weg zu finden [50].

Abschnitt IV:

Die Tätigkeit nach dem Krieg.

Die „Erinnerungen aus meinem Leben und aus meiner Zeit" schließen in der Hauptsache mit dem Jahre 1918 ab. Nach dem Weltkrieg wurde „Hermann Stegemanns Geschichte des Krieges" beendet (1921); das zuletzt vierbändige, populärwissenschaftliche Werk hatte 1917 zu erscheinen begonnen, großen Anklang und breiten Absatz gefunden. Anschließend befaßte sich der Publizist mit historisch-politischen Untersuchungen, die von der Geschichte des Rheins angeregt sich auf die aktuellen Fragen bezogen: Versailler Vertrag, Locarno, Deutschlands Stellung nach dem Krieg und im Völkerbund[1]. Es sind geistvolle Untersuchungen eines Mannes von großer Vorstellungsfähigkeit, subjektiv gesehen und historisch nicht immer in allen Teilen stichhaltig.

Der Versailler Diktatfriede wird eine ähnliche, wenn auch nicht so überraschende Wirkung auf Stegemann ausgeübt haben wie der Kriegsausbruch. Das wahre Gesicht der Ententemächte hatte sich 1919 gezeigt. Den Andern ging es um die planmäßige, mit allen Tarnungsmitteln durchgeführte Niederhaltung Deutschlands, das durch den Krieg noch nicht vollends niedergeworfen war. Stegemann sah nun seine Arbeit darin, auf seine Weise an der Zersprengung der Fesseln mitzuarbeiten, durch geistige Einwirkung mit seinen Büchern und durch gelegentliche Aufsätze. Für ihn bestand dabei kein Zweifel, daß sich das deutsche Volk auf dem schwierigen Weg der Wiederaufrichtung langsam, mit manchen Rückschlägen, aber immer das Ziel im Auge, durchsetzen wird.

Ansatzpunkt zu den Gedanken in den Aufsätzen finden sich meist schon in seinen Büchern, besonders im „Trugbild von Versailles"; man hat dieses mit viel Geist geschriebene Werk die „magna charta der europäischen Politik und Strategie" genannt[2]. Eine Behinderung durch die Verpflichtung zur Neutralität wie im Krieg fällt jetzt weg, denn es besteht kein Kriegszustand mehr. Seit Kriegsende scheint Stegemann keine tätige Verbindung mehr zur Schweizer Presse zu haben. Der (zumeist durch den Gesundheitszustand bedingte) Aufenthalt in der Schweiz und das zurückgezogene Leben des Publizisten ermöglichen weiterhin die Beurteilung der Dinge aus der Distanz, dem Abstand, was scharfe und glänzende Feststellungen ermöglicht, ohne freilich die Gefahr der zu großen Vorstellung ganz auszuschalten. Die Schweiz ist auch nach dem Krieg der gegebene Schauplatz für die Beobachtung der internationalen (Völkerbunds-)Politik, ähnlich wie im Krieg laufen hier wieder alle Fäden zusammen.

In seinen Aufsätzen geht es Stegemann außer um Deutschland auch um „Europa"; er setzt die Überlieferung der Vorkriegs- und Kriegszeit fort, für ein europäisches Bewußtsein einzutreten. Den Gedanken der europäischen Gemeinschaft stellt er als politische Forderung und Notwendigkeit auf. Europa ist eine Schicksalsgemeinschaft von Staaten, nur gleichberechtigte Staaten können fruchtbar zusammen arbeiten, der Gemeinschaft droht der Zerfall, wenn ein hervorragendes Mitglied im Herzen dieser Gemeinschaft niedergehalten werden soll; von der Aussichtslosigkeit eines solchen Versuchs ist Stegemann überzeugt. Der Publizist macht sich mit diesen Arbeiten und ihrem etwas diplomatisch gehaltenen Stil zu einem klugen Wortführer der deutschen Ansprüche und des beginnenden politischen und militärischen Widerstands. Ebensosehr wie sie für ein allgemeines Zeitungspublikum geschrieben sind, scheinen sie sich an ein „politisches Publikum" im besonderen zu richten. Den Kern bilden die zwischen 1926 und 1928 in den „Münchner Neuesten Nachrichten" erschienenen Aufsätze „Genf und Europa".

Im ersten Aufsatz „Militärkontrolle und Völkerbund" (November 1926) wendet sich Stegemann gegen die mißdeutende Ausdeutung des Artikels 213 des Versailler Vertrags. Aus den Zeitungen erfahre man von dem baldigen Ende der interalliierten Militärkontrolle; die Überwachung Deutschlands solle auf den Völkerbund übertragen werden. Frankreich verlange nun die Ausübung einer regelrechten und periodischen Völkerbundskontrolle, während Deutschland geltend mache, daß das „Investigationsrecht" des Völkerbunds gemäß Artikel 213 nur eine Befugnis des Völkerbundsrates zur Anstellung von bestimmten Untersuchungen von Fall zu Fall in sich schließe.

Stegemann führt im folgenden sein Werk „Das Trugbild von Versailles" an, in dem er schon auf die Tragweite dieser Fragestellung hingewiesen habe. Frankreich versuche, über die Vorschriften von Versailles hinaus, für immer eine militärische Aufsicht über Deutschland zu installieren: „Deutschland kämpft also nicht nur für sein eigenes Recht, sondern auch für die allgemeine Verständigung, wenn es sich gegen diese Mißdeutung des § 213 des Friedensvertrages wehrt."

Ausführlicher werden diese Gedanken im „Stuttgarter Neuen Tagblatt" behandelt[3]. Stegemann weist vom gesamteuropäischen Gesichtspunkt aus nach, wie der Vertrag von Versailles, in sich selbst zerfallen muß, eine Befriedung Europas ist bei einer Niederhaltung Deutschlands unmöglich. „Der Vertrag von Versailles ist zwar noch immer in Kraft, aber sein Fundament ist schon durch die Erlahmung des Druckes, der vom Jahre 1919 bis 1924 auf Deutschland geübt wurde, erschüttert worden. Das liegt nicht nur an der politischen Entwicklung, sondern ist auch in der Sache selbst begründet; denn nur handelnd geübter, gemeinsamer Druck aller umwohnenden Mächte konnte die Niederhaltung Deutschlands gewährleisten. Da aber ein aktiv geübter Druck ständig wachsende Kräfte erfordert und nicht zu einem Beharrungszustand ausgebildet werden kann, genügte der geübte Druck bald nicht mehr zur Niederhaltung

des mit elementarer Gewalt wiederaufstrebenden Reiches. Die umwohnenden Mächte wurden zudem durch die Vorgänge in der Weltweite bald daran erinnert, daß sie dem Weltgeschehen gewissermaßen den Rücken kehrten, also gegen ihre eigenen Lebensinteressen handelten. Dieser Erkenntnis hat sich keine einzige peripherisch gelagerte Macht entziehen können." —

„Der Anstoß der Erlahmung des auf Deutschland geübten Drucks ist in der Überspannung der französischen Sicherheitsthese zu suchen, die der französische Hegemonialgedanke ausgeklügelt hatte, um die Gewinnung der Rheinlande als Operationsgebiet der historischen französischen Machtpolitik sicherzustellen. Frankreich hat sich mit diesem Gedanken getragen, die Rheinlande in dieser Form festzuhalten, bis offenbar wurde, daß es nicht fähig war, die exzentrischen Punkte Essen, Damaskus und Fez zugleich zu behaupten und über ihnen ein Kraftdreieck von römischen Ausmaßen zu errichten. Dieser Versuch mußte scheitern, denn mit Deutschland in der Ostflanke und England in der Nordwestflanke war die Behauptung dieser Konstellation auch dann unmöglich, wenn Deutschland entwaffnet lag und England sich um der Behauptung im Nahen und Fernen Osten willen an der Heimatküste der Zurückhaltung befliß." —

„Solange Deutschland nicht als gleichberechtigte und gleichverpflichtete Macht, sondern als ein in seiner Souveränität beschränkter, mit Servituten und von seinen Partnern einseitig kontrollierter Teilhaber im Völkerbund sitzt, ist der Befriedung Europas noch keine Frist gesetzt. Von einem materiellen Zusammenbruch der gegen Deutschland gerichteten Zirkumvallationspolitik kann man noch nicht sprechen, doch ist der moralische Zusammenbruch dieses Systems heute ohne Zweifel schon vollendet." (18. 1. 27.)

Die wichtigste und umfangreichste Artikelreihe „Genf und Europa"[4] befaßt sich nun eingehend mit den Fragen, die der Eintritt Deutschlands in den Völkerbund gebracht hat.

Manches aus früheren Aufsätzen wird man wiedererkennen. In der ersten 1926 veröffentlichten Arbeit entwickelt Stegemann folgende Gedanken und Begründungen:

Als Deutschland in den Völkerbund eintrat, diente er Frankreich schon als eine „feste Burg", eine ihrer „Souveränität beschränkte Großmacht trat in den Ring schwerbewaffneter, keiner Aufsicht unterworfener, ihre Souveränität voll nützender Mächte, die ringsum gelagert, die aufgesprengten Grenzen des Deutschen Reiches mit Wehr und Waffen, Bündnissen und Garantiepakten umspannt hielten."

Die „Liga der Nationen" stützte sich lediglich auf eine lokkere Verfassung, unter der nicht mehr der Name Wilsons stand und war „eine über die Welt zerstreute, aber in Europa wurzelnde Gemeinschaft, die den ‚Convenant' durch eine Reihe von Interpretationen, Zusätzen, Neufassungen und Postulaten seinen idealen Zwecken enger dienstbar gemacht hatte, ohne darüber die Sicherung ihrer privilegierten Mitglieder erster Ordnung zu vernachlässigen". Der Völkerbund sei also mit dem Vertrag von Versailles verknüpft.

Deutschland entschloß sich nun, in das „große Spiel am Rheine" einzutreten, das England und Frankreich ausfochten. Frankreich „sah einen Vorteil darin, Deutschland im Völkerbund zu wissen, weil die französische Politik das Genfer Feld bereits zu ihren Gunsten hergerichtet hatte und die französische Politik ihren Verbündeten und Gefolgsstaaten im Schoße des Völkerbundes Ersatz und Genugtuung für die in Locarno von ihnen verlangten Kompromisse bieten konnte. Die Aufnahme Deutschlands gestattete die Abwälzung der Beaufsichtigung Deutschlands auf die Liga und die Neuordnung des Völkerbundrates zugunsten der französischen Gefolgschaft."

Deutschland erschien nun im Ring und erst in diesem Augenblick „gewannen die Verhandlungen des Völkerbunds das Gepräge wahrhaft großer, konstruktiver Politik". Deutschlands Eintritt löste eine Krise aus, weil erst jetzt die trügerische, auf Versailles ruhende Grundlage des Völkerbunds spürbar wurde.

„Die Verträge von Locarno sind zwar als eine Bekräftigung des Friedensvertrags von Versailles gedacht, aber heute schon ist klar, daß dieser Friede den friedlosen Zustand verschuldet, unter dem der Völkerbund vor allen anderen Einrichtungen leidet."

Die Krise kann dem Völkerbund „zum Heile dienen, wenn sie ausgetragen wird, daß der Bund als eine freie Vereinigung freier Mächte erscheint, die durch freiwillig geleistete gegeneinander abgewogene Opfer das Ganze zusammenhalten und die Grenzen ihrer Souveränität dort setzen, wo die Souveränität der Völkergemeinschaften beginnt. — Solange Deutschland als einzige entwaffnete, mit 80.000 Mann Besatzung geschlagene, durch willkürliche Grenzsetzung im Osten verstümmelte und an seiner Westgrenze rechts des Rheines 50 Kilometer tief völlig entfestigte Großmacht im Völkerbund ein Sonderdasein fristet, ist das noch nicht der Fall. Der Vorteil aller und der allgemeine Friede heischen daher den Abbau der Zirkumvallation, die mit Absicht als ein strategisches Element definiert wird. Die große Abrüstung kann erst beginnen, wenn die Rheinlande aufhören, ein großes Feldlager zu bilden".

„Der Vertrag von Versailles ist in Locarno nach klassizistischer französischer Auffassung in seiner Anwendungsform zwar vermenschlicht, in seinen Satzungen aber bestätigt worden — er wird jedoch dessen ungeachtet, trotz der Tempelhut, die ihm im Völkerbund nach dem Willen seiner Gründer bestellt worden ist, als europäische Charte keinen Bestand haben, sondern stückweise zerfallen oder von einem geläuterten, universal gerichteten Völkerbund in Minne umgewandelt und aufgelöst werden, wenn anders die Unsumme der in dem neuen Staatensystem gehäuften Konfliktstoffe nicht doch zu neuen Explosionen drängen soll. Die europäische Verständigung bleibt an die Bewältigung dieser herakleischen Aufgabe geknüpft."

„Da die große Politik gleich der Strategie in praxi ein System von Aushilfen darstellt, die je nach den Umständen, der Stellung und der Benutzungsart der eingenommenen Stellung

wechseln, und da der Strom der Entwicklung heute von unergründlichen Strudeln wallt, wäre es vermessen, den Ausblick weiter zu spannen." (15. 12. 26.)

Genau ein Jahr später folgt der zweite Aufsatz dieser Reihe: „Auf der Bühne und hinter den Kulissen des Völkerbundes ist wiederum um Sicherheit und Abrüstung gekämpft worden. Es war wieder nur ein Vorgefecht, aber die Positionen zum Entscheidungskampf, der um den Komplex „Sicherheit und Abrüstung" geführt wird, sind bezogen worden. Die Verhandlungen standen zum erstenmal deutlich erkennbar unter dem Eindruck drohender Verwicklungen, von denen der litauisch-polnische Konflikt einen beizenden Vorgeschmack gab." Stegemann geht im einzelnen auf diesen Streitfall ein und fährt fort: Die ganze Behandlung dieser Auseinandersetzung habe unter dem Zeichen Sicherheit und Abrüstung gestanden und „der Konflikt selbst liegt in der Versailler Fehlschöpfung eingebettet, aus der er durch keinen Kompromiß gelöst werden kann. Allgemeine Zusammenhänge haben ihn geschaffen, allgemeine Zusammenhänge verhindern seine Lösung. Um dieser allgemeinen Zusammenhänge willen hat der Genfer Areopag so sanft instrumentiert, als die polnische Fanfare erklang".

„Wir stehen vor dem Komplex Sicherheit und Abrüstung, der den ganzen Hintergrund der Genfer Verhandlungen füllt." Stegemann geht dann im einzelnen auf die verschiedenen Abrüstungsvorschläge nach dem Kriege ein und fährt fort: „Nun ist aber die gewaltige Aufrüstung, die seit dem Ausgang des Weltkrieges vor sich geht, ... durch den Friedensvertrag von Versailles präjudiziert, obwohl dieser Vertrag die allgemeine Abrüstung ausdrücklich postuliert, indem er sie von der erzwungenen Abrüstung Deutschlands abhängig macht. Das Problem wurde von Frankreich durch das Hineintragen der Sicherheitsthese zu einem unlösbaren Komplex gestaltet."

„Die französische Sicherheitsthese ist über dem Grabe der von Frankreich in Versailles geforderten französisch-englisch-

amerikanischen Tripelallianz errichtet worden, und die französische Politik hat Sicherheit und Abrüstung in einen so engen und zugleich so vieldeutigen Zusammenhang gebracht, daß dieser Komplex der französischen Vormachtstellung auf dem Kontinent dienstbar geworden ist. Ohne diese Feststellung bleibt die unheilvolle Verwirrung, die das Problem heute umspinnt, schlechterdings unverständlich."

„Frankreich sucht nicht Sicherheit innerhalb seiner erneuerten Grenzen zu gewinnen, sondern verlangt Sicherungen, die ihm auch nach einer Beschränkung der Rüstungen die Führerrolle auf dem Kontinent verbürgen. Der Franzose kann heute schon das Völkerbundsstatut anrufen, das den Mitgliedern im Paragraphen 10 ihren Besitzstand gewährleistet, er hat sich überdies in Locarno den Rheinpakt gesichert und Schiedsgerichtsverträge fertigen helfen, die eine gewaltsame Änderung der deutschen Ostgrenze ausschließen, aber er hört nicht auf, die Sicherheitsthese auszuspinnen."

„Die Franzosen geben nicht zu, daß sie auf die Hegemonie ausgehen, sondern erklären, daß sie wirklich nur Sicherheit (sécurité) verlangen. Man schenke ihnen Glauben, denn sie selbst sind wirklich der Überzeugung, daß dem so sei, an der Sache selbst aber wird dadurch nichts geändert."

„Frankreich befindet sich in einer glänzenden, aber auch in einer sehr ausgesetzten Position. Es ist der Gefangene dieser auf Sicherheit bedachten, hegemonisch wirkenden Vertragspolitik geworden. Es steht am Rhein immer noch von Düren über Mainz bis Landau aufmarschiert, nicht weil es heute noch hoffen könnte, das linke Rheinufer zu behaupten oder einen Föderativstaat Rhenanien ins Leben zu rufen, sondern weil es die Wege nach Prag und Warschau beherrschen will, um seinen Verbündeten näher zu sein, denn Polen und Tschechoslowakei sind zur Aufrechterhaltung der französischen Hegemonie unentbehrlich. Der Schrei nach einem Ostlocarno wird erst verständlich, wenn man diesen Zusammenhängen nachgeht."

Militärgeographisch sei Deutschland immer noch Etappen-

land für Frankreich, ja selbst die Schweiz sei wieder in Gefahr, Durchzugsland zu werden; die von der Schweiz geforderte Aufhebung der Neutralisierung Hochsavoyens[5] — obwohl die Schweiz nicht zu den Vertragspartnern von Versailles gehöre — habe in diesem Zusammenhang größere Bedeutung. Damit sei nicht gesagt, daß Frankreich kriegerische Konflikte zu entfesseln wünsche: „Frankreich hat als beatus possidens gar keinen Grund, loszuschlagen, und ist in gewissem Sinne sogar pazifistisch, denn es hat Elsaß-Lothringen wiedergewonnen, die Abrüstung Deutschlands erzwungen und sich den entmilitarisierten Westen in einer Tiefe von 50 Kilometern, also strategisch bis zur Weser und zum Neckar dienstbar gemacht, aber seine Sicherheitspolitik wirkt nicht pazifistisch, sondern kriegdrohend, weil die französische Machtstellung auf Bündnissen aufgebaut ist, die Frankreich jeden Tag in einen Krieg von europäischem Ausmaß reißen können."

„Frankreich hält an diesem Bündnissystem fest, weil seine Vormachtstellung damit verknüpft ist, und weil es seine Sicherheit in dieser hegemonischen Stellung verankert glaubt. Dieses System ist durch militär-pädagogische Nachhilfen, Materiallieferungen und Rüstungskredite vorbildlich ausgebaut, aber man schließt nicht Schutz- und Trutzbündnisse mit Polen, Tschechen, Rumänen und Jugoslawen, ohne Gefahr zu laufen, an allen Sektoren dieser weitgespannten Zirkumvallation in kriegerische Konflikte gerissen zu werden! Deshalb hat die französische Politik klug, zähe und feinfingrig in Genf von Anfang an die Sicherheitsthese vorangestellt, und sie war nahe daran, einen Generalpakt zur Wahrung dieser hegemonischen Stellung zu sichern, als das ‚Genfer Protokoll' in Gestalt schoß."

„Das Protokoll wurde ob seiner friedensichernden Kautelen auch von Staaten begrüßt, die nicht zur französischen Gefolgschaft gehörten, ist aber von England verworfen worden, denn der Brite konnte sich die Anerkennung der französischen Vormachtstellung, die in diesem Vertragsentwurf versteckt lag, nicht zu eigen machen, geschweige denn die Kräfte des britischen

Weltreiches dafür in Bewegung setzen. England hat dann in Locarno sein Äußerstes getan."

Heute stehe man wieder vor der Erweckung dieses Protokolls. Der Versuch einer Festlegung der Sicherheit werde in Genf wieder aufgenommen; während „das Problem der Abrüstung, die ohnedies schon auf eine Beschränkung der Rüstungen zurückgeführt wurde", erst später behandelt werden solle. Hinter dem „Vorstoß aus der Protokollsphäre", der unter dem Einfluß der Franzosen stehe, trete die formale Beschwichtigung des litauisch-polnischen Konflikts zurück, obwohl dieser Zwischenfall „vielleicht schon morgen mit der Aufrollung der Ostprobleme vor dem Sicherheitskomitee verknüpft erscheint". Frankreich suche darin seine Sicherheit auch im Osten auf breiter europäischer Grundlage. Man stehe vielleicht vor einer neuen Wendung der europäischen Politik. „Bestätigt sich das, so geht es noch einmal um Deutschlands Schicksalslage. Es kann aber auch ein großer Augenblick werden für eine sprungbereite deutsche Politik." (21. 12. 27.)

Im folgenden dritten Aufsatz, der einen Monat später, im Januar 1928 erschienen ist, befaßt sich Stegemann weiter mit der Taktik der „Sicherheiten".

Am 20. Februar 1928 werde in Genf wieder das Sicherheitskomitee zusammentreten, um über das Problem der Sicherheit zu beraten, von der Frankreich die allgemeine Abrüstung zweckbewußt und zweckentsprechend abhängig gemacht habe.

„Der Kampf um Sicherheit und Abrüstung, der den ganzen Völkerbundsapparat in Bewegung gesetzt hat, ist von vornherein ein Kampf, der aus zwei ganz entgegengesetzten Ausgangsstellungen und mit verschiedenen Zielen geführt wird. Von den Siegern im Weltkrieg und ihren Gefolgsstaaten wird der Kampf um die Bewahrung der durch den Krieg erlangten, in Versailles verbrieften, in Locarno trotz scheinbarer Befriedung bekräftigten und in Genf bedingungslos registrierten Machtstellungen

geführt, die Besiegten aber können lediglich darauf ausgehen, ein Mindestmaß von Sicherheit zu gewinnen, indem sie die Sieger durch fortgesetzten moralischen Druck zur Einhaltung der von diesen in Versailles eingegangenen Verpflichtungen zur Abrüstung zwingen."

„Wenn das Sicherheitskomitee in Genf zusammentritt, um die Bedingungen zu erörtern, unter denen abgerüstet werden kann, so kommt keine Macht mit so guten Heften wie die französische Politik." Frankreich habe das Investigationsprotokoll wieder zu neuem Leben erweckt. Stegemann geht auf die Geschichte des Investigationsrechts ein, das von Frankreich 1924 als stärkeres Druckmittel in das Genfer Protokoll hineingebracht worden ist, da der Paragraph 213 ihm nicht mehr ausgereicht habe. Dieser Paragraph habe von einer „fliegenden, jeweilen im Rate anzufordernden Beaufsichtigung durch den Völkerbund nach der Zurückziehung der Militärkommission" gesprochen, es war „sinnfällig und eindeutig ausgedrückt, daß Deutschland sich nur Nachforschungen (investigations) unterziehen muß, die ein Mehrheitsbeschluß des Völkerbundsrates auferlegt, in dem es heute Sitz und Stimme hat."

Durch das Investigationsprotokoll suchte sich Frankreich nun „eine ständige Aufsicht über Deutschland zu sichern, um den § 213 extensiv auszulegen, hat aber dadurch ein Präjudiz geschaffen, das sich nicht nur gegen Deutschland, nicht nur gegen die Unterlegenen im Weltkrieg, sondern gegen alle kehrt, die jemals ‚Investigationen' über sich ergehen lassen müssen. Käme einmal nach einer allgemeinen Abrüstung eine allgemeine Überwachung aller abgerüsteten Staaten zustande, so würde durch dieses Protokoll den gefährlichsten Konflikten der Weg bereitet."

Heute wolle Frankreich damit Deutschlands Widerstand brechen, das es durch die Aufrechterhaltung der Besatzung und den Besatzungsdruck mürbe gemacht zu haben glaube. Die französische Politik sei 1927 zur Offensive übergegangen, „indem (sie) die Mächte von der Nützlichkeit einer Zweiteilung des

Komplexes „Sicherheit und Abrüstung" überzeugte und zugleich dem Problem Sicherheit den Vortritt erkämpfte". Das im Dezember 1926 begrabene Investigationsprotokoll sei damit zu neuem Leben erstanden und könne Frankreich auch als Waffe um die Räumung der Rheinlande im Schoß des Sicherheitskomitees benutzt werden. „Damit aber nicht genug, verstand Frankreich auch scheinbar abseits liegende Verhandlungen dieser Sache dienstbar zu machen." Neue Vorteile seien ihm aus dem großen französisch-amerikanischen Zwischenspiel erwachsen.

Stegemann geht nun auf die Verhandlungen ein, die er auf ihrem Wert für die französische Politik in Europa untersucht. „Vorerst die Tatsachen: Briand hat den Vereinigten Staaten vorgeschlagen, einen Pakt abzuschließen, in dem auf den Waffengang als letztes Mittel der Politik verzichtet werden sollte. Kellogg schob diesen Vorschlag auf ein anderes Geleise, indem er ihn zugleich verallgemeinerte und einschränkte. Er machte zugunsten Amerikas so viele Vorbehalte, daß die Vereinigten Staaten in allen sie berührenden Fragen frei blieben, und forderte gleichzeitig, daß der Vertrag jenen Großmächten offen stände, mit denen die Vereinigten Staaten unter allen Umständen Frieden zu haben wünschten. Briand folgte ihm auf diesem Wege nicht, denn er hätte das angestrebte Privileg damit geopfert, wollte sich aber mit einem Vertrag zufrieden geben, der lediglich die Ächtung des Angriffskrieges aussprach. Kellog erwiderte, die Definition des Angriffskrieges bereite Schwierigkeiten, worauf die Verhandlungen stockten. Die Diskussion drohte im Sande zu verlaufen."

Was besage aber nun „diese Kontroverse, wenn man sie in Zusammenhang mit der europäischen Politik Frankreichs und mit dem Kampf um Sicherheit und Abrüstung betrachtet? Sie zeigt, daß Frankreich bestrebt war, mit den Vereinigten Staaten einen moralischen Pakt abzuschließen, um seiner europäischen Politik den Rücken zu stärken. Ist Frankreich vor einem Krieg mit den Vereinigten Staaten gesichert — die Unterschei-

dung zwischen Krieg schlechthin und Angriffs- und Verteidigungskrieg machte Briand wohlweislich nicht, solange es ihm nur auf die moralische Bindung der Vereinigten Staaten in einem Zweiervertrag ankam — so kann es seine Politik in Europa umso stärker zu Gewicht bringen. Also war auch dieser feine Schachzug gegen alle in Betracht fallenden Gegner Frankreichs und im besonderen gegen Deutschland gerichtet".

Die Verhandlungen seien nicht zu einem Ende gekommen, Briand „scheint ins Schach manövriert, aber das Spiel war keineswegs umsonst, denn" — so begründet Stegemann und erhellt gleichzeitig die französische Taktik — „die offene Spielweise hat Frankreich gestattet, sich abermals auf den Völkerbund zu berufen und sich zugleich auf diesen zurückzuziehen, als Kellogg dem Vorschlag auswich. Die Sachlage erlaubte Frankreich zu erklären, daß es einen Sechsmächtepakt, der den Krieg als solchen ächte, nicht ohne Vorbehalt eingehen könne, weil dies gegen seine Pflichten als Mitglied des Völkerbunds verstoße und Briand stellte im Gegensatz zu seinem ersten Vorschlag ausdrücklich fest, daß ein solcher Pakt Frankreich in die Unmöglichkeit versetzt, die ihm aus § 15 und § 16 des Völkerbundsstatuts erwachsenen Verpflichtungen zu erfüllen, also als Exekutor des Bundes oder als Teilnehmer an einer Generalexekution zu marschieren. — Diese Erklärung war gleichbedeutend mit einem moralischen Erfolg, der vor den Augen der Welt auf der Plattform des Völkerbundes erfochten worden ist. Darin liegt aber auch zugleich ein Hinweis auf das Genfer Protokoll, das damit in den Vordergrund geschoben wird, denn im Genfer Protokoll ist ja der Angriffskrieg, vor dessen Begriffserklärung Kellogg zurückschreckte, nach der Meinung der Protokollbefürworter hinreichend klar definiert. Frankreich erscheint also, wenn auch scheinbar geschlagen, wiederum in der führenden Rolle". Selbst England sei in diesem diplomatischen Spiel, das zwischen Paris und Washington in meisterhaften Zügen hin und her ging, in der Defensive geblieben. Frankreich aber ziehe jetzt das Investigationsprotokoll hervor, das durch

„die französisch-amerikanische Debatte eine neue Beleuchtung erfahren" habe und betrete damit am 20. Februar 1928 den Genfer Ratssaal. Paul Boncour hebe zudem in einer Unterredung für den „Paris-Midi" die Vorzüge dieses Protokolls hervor: Deutschland beispielsweise könne doch den Anfang machen, indem es eine „internationale Kontrolle für ein bestehendes Abrüstungsabkommen annähme, nämlich für die in Versailles festgelegte und in Locarno bestätigte entmilitarisierte Rheinlandzone". — „Da sind wir also dort angelangt, wo sich schon im Dezember 1926 eine neue Gefahrenzone abzeichnete. Die Interalliierte Militärkommission ist tot, es lebe die Investigationskommission des Völkerbunds! Die éléments stables feiern ihre Auferstehung. — Locarno wird von Deutschland doch einmal bezahlt. Käme es so weit, so erstünde die Interalliierte Militärkommission in neuer Form, Deutschland geriete unter die dauernd, auf deutschem Boden stabilisierte Kontrolle des Völkerbundes, dem es zugleich als Ratsmitglied angehört!" Frankreich befestige dagegen seine Ostgrenze, besitze in dem entfestigten Rheinland ein „Glacis", stelle seine „hegemonische Stellung für ein Menschenalter" sicher und sei unter diesen Umständen „vielleicht bereit, seine ‚Sicherheit' als soweit gewährleistet zu betrachten, daß es geneigt wäre in ... die etappenweise vorzunehmende" Rheinlandräumung einzuwilligen. „Dann könnte man vielleicht" beendet Stegemann nicht ohne Spott, „auch in eine Erörterung der ‚Beschränkung der Rüstungen' eintreten."

„Das sind die Perspektiven, die sich aus den großen Zusammenhängen ergeben. Tua res, Germania, agitur!" (22. 1. 28.)

Nach der Genfer Ratssitzung vom 20. Februar 1928 zieht Stegemann in dem vierten Aufsatz der Reihe „Genf und Europa" die Folgerungen.

Sicherheit und Abrüstung sei zum Kardinalproblem aller Politik geworden. Daß diese Frage sich „zehn Jahre nach der Fertigung des Vertrags von Versailles dermaßen in den Vordergrund gewälzt hat, liegt an der eigentümlichen Verklammerung

des Versailler Gewaltfriedens mit dem Völkerbundspakt. Die Ausgestaltung des Vertrags von Versailles ist ja im Grunde nichts anderes als ein Versuch, Deutschland aus dem Spiel der Kräfte auszuschalten . . ."

Locarno sei nichts anderes als der Versuch, einen „modus vivendi" zu finden, der den im Frieden fortgesetzten Kampf zur Ruhe lege. Aber: „Dieser Verzicht ist im wesentlichen auf einen Verzicht Deutschlands aufgebaut worden, der den Vertrag von Versailles sanktioniert hat. Frankreich sei zwar zu gewissen Verzichten gezwungen worden, es sei von der Ruhr auf den Rhein zurückgewichen, habe die Hoffnung auf die Einverleibung der Rheinlande aufgeben müssen, doch sei es bis jetzt in der Räumungsfrage selbst unnachgiebig geblieben. Es habe den Vertrag von Locarno selbst als Sicherheitspakt (traité de sécurité) bezeichnet, aber gleich nach dem Vertragsabschluß diese Sicherheit schon wieder als nicht genügend angesehen, „obwohl es heute die Rheinlandschaft ... in vollem Umfange bis zu den äußersten Grenzen des Stromgebietes als strategisches Gelände seiner Sicherheit dienstbar gemacht hat". Die Entmilitarisierung der Rheinlande sei neben der Entwaffnung Deutschlands und der französischen Rüstung „die vollkommenste ‚Assekuranz', die je einem Staat in der Geschichte zugebilligt worden ist". Aber auch das genüge Frankreich nicht; man ringe daher in Genf nicht um die Räumung der Rheinlande, sondern um die Unterstellung der entmilitarisierten Gebiete „unter eine ständige militärische Aufsicht des Völkerbundes und um den Abschluß neuer Locarnopakte. Frankreich erstrebe die einseitige Pazifikation Europas unter seiner Vorherrschaft; daher sollten „regionale Abkommen" erzwungen werden, etwa zwischen Deutschland und Polen, oder man wolle einen Donaupakt, „der Ungarn fesseln, Österreich isolieren und den Anschluß Österreichs an Deutschland völlig unmöglich machen soll". Als Garantiemächte hoffe man wieder Italien und England (wie bei Locarno) zu bekommen. Man rechne dabei auch auf den histo-

rischen englisch-russischen Gegensatz, der Englands Widerstand, sich auf dem Kontinent zu binden, abschwächen werde.

Deutschlands Rolle werde von seiner Schicksalslage bestimmt. Im einzelnen rät Stegemann vor einer endgültigen Anerkennung der deutschen Ostgrenzen und der Verzichterklärung auf Österreichs ab. Deutschland würde bei neuen Verträgen seiner Souveränität nur noch mehr entkleidet und die ganze Konstruktion liefe unmittelbar auf eine neue Zusammenfassung Europas gegen Deutschland hinaus. Frankreichs Versuche lägen klar zu Tage, „Deutschland zur Übernahme neuer Servituten zu bereden und das Investigationsrecht des Völkerbundes so auszulegen und so zu verstärken, daß alle der Investigation unterworfenen Staaten sich nicht nur eine ständige Beaufsichtigung gefallen lassen müßten, sondern auch gehalten wären, sie im Falle eines Konflikts, ja selbst im Zweifelsfalle, in die Hände des Völkerbundsorgans und des gerade amtierenden Ratspräsidenten zu geben ... Briand, der unzweifelhaft als Pacificator Europas anzusprechen ist, diese Befriedung aber als Franzose und nur durch die Befestigung der französischen Vormachtstellung erreichen will, hat sich mit Glück der historischen Maxime Richelieus bedient: ‚Il faut s'avancer ..., pour acquérir une entrée en Allemagne, ce qu'il faut faire avec beaucoup de temps, grande discrétion et une douce et couverte conduite.' Dieses glänzend geführte verdeckte Spiel liegt heute enthüllt. Frankreich hat sich genötigt gesehen, die ganze französische Klientel aufzubieten, um mit Nachdruck aufzutreten und den Komplex ‚Sicherheit und Abrüstung' seinen Zwecken dienstbar zu machen." Die Voranstellung des Sicherheitsproblems habe auf die Abrüstung verhängnisvoll gewirkt. „Inzwischen rüstet Frankreich ab, indem es die Cadres seiner Armee vermehrt und verstärkt, so daß es im Kriegsfall die ganze Nation auf einen Schlag in den militärischen Rahmen spannen kann, um als Schützer der von ihm gewährleisteten ‚Pax Romana' aufzutreten." Was auch in Genf geschehen möge, „die Aussicht, daß (es) Europa über Aktenberge hinweg eine Befriedung bringe, die

auf der immanenten Gerechtigkeit der Dinge ruht, ist verzweifelt gering . . .". Der Komplex Sicherheit und Abrüstung werde benutzt, „die Fesseln des Versailler Vertrags zu verstärken statt sie zu lockern" und man suche das „Heil in der Vorbereitung von Sanktionen und Exekutionen . . ., die auf die Organisationen des Völkerbundskrieges hinausliefen" (29. 2. 28).

Ein letzter politischer Leitaufsatz des Jahres 1932 befaßt sich nochmals mit der Frage der Gleichberechtigung unter der Überschrift „Politik der ungleichen Rechte. Ein Beitrag zur Abrüstungsdebatte"[6]. Die Arbeit schließt sich den früheren Nachkriegsaufsätzen an.

Briand sei auch seine Politik ins Grab gefolgt, sie habe sich nicht grundsätzlich von der Politik Poincarés unterschieden, wie auch jetzt Tardieu nur die härtere Anwendungsweise der allgemeinen seit Richelieu folgerichtigen Politik der „douce et couverte conduite" sei.

Die Politik des Friedens, die sich auf Versailles und den Völkerbund stütze, sei auf die Vormacht Frankreichs und die Ohnmacht Deutschlands aufgebaut. Diese unhaltbare Lage widerspreche sowohl dem Geist des Völkerbunds und habe weiterhin auch die Zerrüttung der Weltwirtschaft und die Störung der internationalen Beziehungen zur Folge.

Die Reparationspolitik sei zusammengebrochen, fünf Jahre nach Locarno, das Frankreich neue Sicherheiten gebracht habe, Deutschlands Westgrenze aber nur in gewissen Fällen gewährleistete. Die Politik der Reparationen sei das finanzielle Mittel der Entmächtigung Deutschlands gewesen, gegründet auf den Paragraphen 231 (Schuldparagraphen) des Versailler Vertrags. Schlimm war es, „daß man Deutschland in Versailles seiner Souveränität in einem Umfang beraubt hatte, der ihm keine Sicherheit mehr ließ; schlimmer noch, daß man das zuerst aus dem Völkerbund ausgeschlossene Deutschland in den Vor-Verhandlungen zum Vertrag von Locarno veranlaßt, dem Völkerbund beizutreten, ohne ihm das Maß der Souveränität zuzuge-

stehen, das die Siegermächte und die Neutralen für sich in Anspruch nahmen".

Deutschland habe nun auf der Lausanner Konferenz den Grundsatz der Gleichberechtigung in den Vordergrund gerückt, da nichts vergiftender in der Atmosphäre Europas gewirkt habe als das „zweierlei Maß", das die Herabsetzung der Rüstungen verhinderte. Die Vorbereitung der Abrüstung werde nicht durch die (nicht ganz bestimmbare) Unterscheidung von Angriffs- und Verteidigungswaffen ermöglicht, sondern durch die Anwendung des gleichen Rechts für alle. „Übersieht man das, indem man den Völkerbundspakt als Garantievertrag der Charte von Versailles lediglich dazu benutzt, Deutschland auf die Entwaffnung festzulegen, ohne sie sich selbst zu eigen zu machen, so ergibt sich eine unlösliche Situation."

Frankreich werde nicht müde, neue Sicherheiten als vollkommenst gerüsteter Staat mit neuer Grenzziehung, Sicherheitsverträgen und Militärbündnissen zu verlangen, — die Unsicherheit in Europa werde „gerade durch die militärische Entrechtung Deutschlands" vermehrt, woran auch die Tatsache nichts ändere, daß Frankreich friedfertig sei. „Friedfertigkeit verhindert Kriege nur dann, wenn sie auf eine ausgeglichene Gesamtlage gegründet ist. Ist das nicht der Fall, so bedroht die am stärksten gerüstete Macht, kraft ihrer Rüstung, den Frieden auch dann, wenn sie seiner nur zur Aufrechterhaltung ihrer Vorgewalt bedarf. Nimmt sie aber gar internationale Bindungen in Anspruch", um die eigene militärische Stellung zu verstärken, „so fälscht sie den Frieden zu einem Zwangszustand, der dem Krieg früher oder später die Tore öffnet".

Niemand aber habe Interesse an einem neuen Weltkrieg. „Die Politik der ungleichen Rechte", so schließt Stegemann ab, „muß daher verschwinden." Eine allgemeine Abrüstung könne nur durch den Grundsatz der Rechtsgleichheit getragen werden (13. 1. 32).

Abschnitt V:

Wirkung und Kennzeichnung des politischen Journalismus Stegemanns.

Der Umfang des Widerhalls, den ein Journalist hervorruft, läßt sich nicht immer genau abschätzen oder gar wissenschaftlich nachweisen. Man ist auf Vermutungen angewiesen. Die Wirkung des Journalismus darf im allgemeinen nicht zu hoch angesetzt werden, denn der Journalist, auch der politische Leitartikler arbeitet (wie es schon in dem Wort Journalismus liegt) „für den Tag". Stegemann war in seinen Anfängen ein Journalist wie viele andere auch; wenn er dabei auch noch einen literarischen Ehrgeiz hatte: es kam ihm (ebenso in sprachlicher Hinsicht) immer auf eine eigene „künstlerische" Stellungnahme zu den Dingen an, die sich von den üblichen Anschauungen in persönlicher Weise unterscheiden sollte.

Ein bedeutenderer Einfluß wird von der Tätigkeit am Mülhauser „Expreß" ausgegangen sein. Stegemann, der damals schon alle Mittel der journalistischen Taktik beherrschte, hat sich im Laufe der Jahre einen festen Einfluß auf seinen Leserkreis gesichert, dessen bürgerlichen und liberalen Meinungen er in geistreicher Form Ausdruck zu geben verstand. Stegemann war ein Kind seiner Zeit und als Journalist, wie es seine Aufgabe ist, von der Zeit abhängig, er hat sich stets als Kind dieser seiner Zeit gefühlt[1].

Der Weltkrieg und die Nachkriegszeit brachten andere und neue Erfahrungen: daß beispielsweise in der Innenpolitik Vereinbarungen und Zugeständnisse zwischen politischen Parteien,

die sich sonst bekämpften, keinen Schritt nach vorwärts bedeuten konnten, wurde durch die Jahre in und nach dem Weltkrieg bis zur Überschärfe bewiesen. Daß manche „ideale" Vorstellungen zusammenbrechen mußten, mit deren Verwirklichung man gegenüber der Härte der politischen Gegebenheiten zuletzt doch nicht rechnete (weil sie zu wenig begründet waren), ist ebenfalls eine Lehre des Weltkriegs; an erster Stelle stand hier der gefühlvoll vertretene Gedanke eines deutsch-französischen Ausgleichs, an zweiter Stelle der Glaube an eine allgemeine Befriedung der europäischen Nationen. Der Liberalismus mit seiner „ökonomischen" und „universalistischen", d. h. „vernünftigen" Auffassung des „Fortschritts" hatte längst nicht mehr eine tiefere nationale Verflechtung wie in der Zeit vor der Reichsgründung, wo der ältere Liberalismus durch seinen Anschluß an die Freiheitsbewegungen in Deutschland (und Italien) einer der stärksten Triebfedern zur deutschen (und italienischen) Einigung geworden war[2].

In einer Frage ist Stegemann von großer Weitsicht, Folgerichtigkeit und Schärfe: im Kampf um die elsaß-lothringische Verfassung, weil er hier die ganze Entwicklung selbst miterlebt hatte. Mit der Aufgabe des Leitartiklers für das bedeutendste Blatt des südwestlichen Elsaß war ihm ein ähnlich verantwortungsvoller Posten anvertraut wie später in größerem Ausmaß am Berner „Bund". Für eine deutsche Lösung der elsaß-lothringischen Verhältnisse ist wohl kein Publizist im Elsaß mit solcher Eindringlichkeit aufgetreten; Stegemann war außerdem so etwas wie das Stimmungsbarometer des ganzen Oberelsaß. Die Gedanken zur elsässischen Frage, die er vertrat, waren durchaus „eigene". Grundsätzlich genommen gab es in Elsaß-Lothringen zwei Auffassungen, nach denen man eine Lösung herbeiführen zu können meinte: eine franzosenfreundliche, die in verdeckter Form die „Aufrechterhaltung französischer Sitte und Art im deutschen Reichslande" im Auge hatte „zur Konservierung des Landes für Frankreich". Auf deutscher Seite suchte man eine allgemeine Befriedung unter Übergehung der

gewachsenen volklichen Eigenart in wenig geschickter Form zum Teil unter Zwang zu erreichen; die Protestbewegungen der Bevölkerung nahmen infolgedessen kein Ende, denn die gutgesinnte Bevölkerung wollte nichts anderes, „als im Deutschen Reiche als Elsässer und Lothringer auf eigene staatsrechtlich verbriefte Art sich und dem Reiche leben“ [3]. Die Bedeutung Stegemanns lag nun darin, daß er an eine gesunde Lösung dachte: er wollte den Elsässer auf eine langsame, „gewachsene“, unauffällige Art und Weise unter Einschluß aller Kulturbestandteile, insbesondere auch der französischen Kulturüberlieferung zum Deutschtum hinführen. Die Frage der „Souvenirs“ war für ihn nur eine Frage der Zeit, er rechnete mit der Zeit und dachte (wie man ohne Zögern aussprechen kann) in dieser Frage ein gutes Stück voraus.

Mit den politischen Stellungnahmen im „Expreß“ muß Stegemann es den reichsländischen Stellen und noch mehr den Berliner verantwortlichen Stellen, an die er sich besonders wandte, nicht leicht gemacht haben; er war keineswegs „bequem“. Schwander und Jaffé weisen in ihrer Untersuchung über die reichsländischen Regierungen und die elsaß-lothringische Verfassung auf „das empfindliche Stimmungsbarometer im Südwesten“ hin, das bei jeder Gelegenheit „mit der größten Promptheit reagiert“. Damit kann in der Hauptsache nur Stegemanns temperamentvolle Stellungnahme im „Expreß“ gemeint sein.

Die allgemeine politische Einwirkung auf den Leser durch Stegemann läßt sich natürlich nicht wissenschaftlich nachweisen, eine nachhaltige Wirkung kann aber angenommen werden. Von der elsässischen Presse wurden seine Äußerungen im zustimmenden wie im ablehnenden Sinne angeführt, besonders von der „Straßburger Post“, dem Regierungsblatt. Genauer läßt sich die Wirkung Stegemanns auf einzelne Persönlichkeiten nachprüfen, hier auf den von 1907 bis 1914 regierenden Reichsstatthalter Graf Wedel. Stegemann empfing eines Tags zu seinem Erstaunen, wie er in den Erinnerungen ausführt, ein Handschreiben

des neuernannten Statthalters, das die Einladung enthielt, ihn gelegentlich in Straßburg zu besuchen. Wenige Tage zuvor hatte der Publizist in einem Leitaufsatz seine großen Bedenken wegen der Wahl einer mit elsässischen Verhältnissen unvertrauten Persönlichkeit zum Reichsstatthalter zum Ausdruck gebracht. Sein Besuch wurde die Grundlage zu einem späteren Vertrauensverhältnis, das erst durch den Krieg unterbrochen wurde. Stegemann hatte gleich beim ersten Besuch Gelegenheit, in einem mehrstündigen Vortrag die elsässische „Psyche" zu deuten, also auf die besonderen Schwierigkeiten der elsässischen Verhältnisse einzugehen.

Über das Bild des Statthalters Wedel ist man heute hinreichend unterrichtet. Man beurteilt ihn als „Grandseigneur pur sang, weltläufig, eingeweiht in die Dinge der Politik, die er bei bedeutenden Verwendungen in Europas Hauptstädten kennen lernte. Dazu ist er Soldat und Disziplin gewohnt und ein in Sachkenntnissen vielerfahrener Diplomat". Scharf und folgerichtig in seinem Denken und Handeln stand er auch dem Kaiser „mit dem Stolz des freien Edelmanns" gegenüber[4].

Wedel kam gegen Ende des Jahres 1908, also etwa ein Jahr nach seinem Regierungsantritt zur Überzeugung, daß die elsaß-lothringische Verfassungsfrage weitergetrieben werden mußte, um ein altes Versprechen einzulösen. Auf die Einzelheiten einzugehen, wie er zielbewußt gegen alle Störungsversuche aus Berlin daranging, diesen Plan in die Tat umzusetzen, wie er die Verfassung von 1911 durchbrachte, wenn er sie auch selbst als eine wenig glückliche Übereinkunft ansah und wie er später durch unverschuldete Ereignisse hinweggespült wurde, ist hier nicht der Ort. Er sah bald, wie die Verhältnisse in Wirklichkeit lagen und verstand es, „hinter dem demagogischen Lärm der Preiss, Blumenthal und Wetterlé auf den ruhigen Herzschlag des Landes" zu hören. Darf man annehmen, daß hier ein Einfluß des Dichters und politischen Journalisten Stegemann sichtbar wird? Freilich hat sich Wedel in vieler Hinsicht von den Auffassungen Stegemanns unterschieden. Wedel ging z. B.

gegen die „Souvenirs" an, lehnte aber andrerseits auch das „von der Militärpartei verlangte stramme Säbelregiment" als unbrauchbar ab. Stegemann dagegen hat auf seine Weise eine scharfe, oft sehr angreiferische Feder geführt, die sich zwar nicht gegen den Staatsmann Wedel (dieser wurde vielmehr von Stegemann publizistisch unterstützt), sondern gegen die Berliner Stellen wandte, wo für ihn die eigentliche „Reaktion" gegen eine gesunde Entwicklung im Reichsland saß. Es ist aber wahrscheinlich, daß trotz dieser verschiedenen Auffassungen über den Weg persönlich zwischen den beiden Männern so etwas wie ein Einverständnis bestanden haben mag, denn es ging ja um die Sache: die wirkliche Eingliederung eines zweihundert Jahre abgetrennten Landes[5].

Im Weltkrieg begründete Stegemann dann seine sich aus dem allgemeinen Kriegsjournalismus besonders hervorhebende Stellung. Es wurde schon auf die besondere Schwierigkeit der Vereinigung seiner Bindungen an Deutschland und die Schweiz hingewiesen[6]. Während des Kriegs hat wohl kein einzelner Journalist und Leitartikler auf deutscher, neutraler und gegnerischer Seite einen größeren Widerhall gefunden. Die Wirkung der Betrachtungen war von europäischer Breite; soweit die Entente die weitere Verbreitung nicht mit Hilfe der Kabelsperre unterband, gelangten sie auch in überseeische Bezirke, wenn es nicht noch andere Wege gab. Die Auflage des „Bund" stieg in kurzer Zeit um das Mehrfache[7]. Zuerst beachtete und bewunderte man die Fähigkeit zur Voraussage militärischer Ereignisse. „Stegemanns Kriegsberichte waren jedenfalls lange Zeit das Kern- und Zugstück des ‚Bund'. Erst als der Sieg sich auf die Seite der Entente zu neigen begann, nahm der Stegemannsche Prophetenruhm ein jähes Ende, da für die meisten eben die erstaunliche Leistung des Voraussagens mehr bedeutet hatte als die schöpferische Kraft der Form der Berichte, die ihnen einen bleibenden militärliterarischen Wert verleiht."[8] „In der Schweiz, in Europa und über Europas Grenzen hinaus

werden alsbald die Artikel der Berner Zeitung mit Ungeduld und Sehnsucht erwartet und mit Gier verschlungen. Geheimnisvoller Nimbus umgibt den unbekannten Autor, dessen intuitiver, divinatorischer Geist alles enträtselt, manches vorauszuwissen scheint."[9] In seinen Erinnerungen schreibt Stegemann, er sei zu einer „legendären Person (geworden), um die man sich streitend und schmähend, verehrend und gläubig drängte ..."[10]. Da die Berichte vorerst ohne Kennzeichnung erschienen, war das Rätselraten, wer dahinterstehe, im Anfang groß. Man vermutete hohe Offiziere aus allen möglichen Generalstäben, ohne zu ahnen, daß ein „Laie" der Verfasser war, bis Stegemann sich veranlaßt sah, im Dezember 1914 seine Verfasserschaft bekannt zu geben.

Vor allem in Deutschland und den verbündeten Ländern fanden die Betrachtungen die größte Verbreitung und das weiteste Echo. Sie bewirkten einen tiefen moralischen Einfluß, positiv zu Anfang des Kriegs, während nach 1916 die „desillusionierende Wirkung" zum Teil für die Allgemeinheit eine nicht ungefährliche Kost wurde. Zur Begründung der weiten Verbreitung ist der Wunsch nach neuesten Nachrichten nicht zu übersehen, Stegemann sagte mehr als die notwendigerweise der Kriegszensur unterstehenden deutschen Blätter, aber er sagte vor allem auch mehr kraft seiner besonderen Fähigkeit, militärische Zusammenhänge aufzuhellen. „Hindenburg tut, was er kann; aber was sagt Stegemann?", von Ludwig Thoma erst spöttisch und scherzhaft gemeint, wurde in der Öffentlichkeit bald ein geflügeltes Wort. In der Schweiz nannte man ihn „Strategemann". Was die Wirkung in Deutschland angeht, so wird man weiterhin die Herzlichkeit des Tons, die erkennbare Zuneigung für die deutsche Sache von diesem „Neutralen", dessen Deutschbürtigkeit ja nicht allgemein bekannt war, gefühlt und anerkannt haben. Seit dem Sommer 1915 wurden Teile der Betrachtungen telegraphisch an deutsche Blätter übermittelt[11]; die Zensurstellen verfuhren allerdings mit diesen Berichten nicht immer günstig und ließen nur zu oft, wie Stegemann in seinen Erinnerungen

ausführt, die „glänzende Schauseite" übrig, so daß die Kriegslage in „bengalischer Beleuchtung" erschien [12]. Auf seine Auffassung, daß man eine geschicktere Politik der öffentlichen Meinungsbildung während des Kriegs in Deutschland hätte vertreten müssen, wurde schon hingewiesen [13].

Mit den Zeitungen drangen die Berichte in die „Schützengräben, die Gefangenenlager und die Lazarette". Die Regierungsstellen und Generalstäbler aller kriegführenden Länder befaßten sich mit ihnen [14]. „Man ist erstaunt, wie ein Nichtsoldat, der niemals die Front, ja nicht einmal das Hauptquartier eines Heerführers besucht hat, so wirkungsvoll und richtig schildern und so treffend urteilen konnte, wie es Stegemann getan hat." [15] An der Front glaubte man nicht, daß „dieser Stratege ... ein simpler Journalist und Romanschriftsteller" sei, man hielt ihn wenigstens für „einen qualifizierten Generalstabsoffizier, auf alle Fälle für einen militärischen Fachmann ersten Ranges" [16]. Teile der Betrachtungen wurden auch von der Presse der Entente, natürlich in ihrem Sinne, übernommen; man fand sie im „Temps", „Corriere della sera", „Adverul", „Daily Telegraph", in der „Nowoje Wremja" u. a. [17]. Stegemann wurde von deutschen und nordländischen Blättern aufgefordert, Frontreisen durchzuführen; er lehnte ab, weil es seiner besonderen Stellung in der Schweiz und persönlichen (gesundheitlichen) Erwägungen entgegenstand. Außer im „Bund" hat er nur in der Wiener „Neuen Freien Presse" mehrmals militärische und politische Aufsätze während des Kriegs veröffentlicht, u. a. einen Beitrag über das „Echo von Verdun in Paris", der wegen der Kenntnis französischer Kriegsverhältnisse Aufsehen in Frankreich erregte [18].

Die allgemeine Stellungnahme gegenüber Stegemann während des Kriegs war durch die Anteilnahme für die eine oder andere Kriegspartei bedingt. Seine Zuneigung für die deutsche Sache, die er ja auch nie zu verhüllen gesucht hat, blieb niemand verborgen. In der Westschweiz wurde er deshalb von der ententefreundlichen Presse der Deutschfreundlichkeit angeklagt [19].

Die Ententemächte selbst suchten ihn in ihren Propagandakrieg zu ziehen und seine Stellung und Bedeutung zu untergraben. Die Absicht ist offensichtlich, Stegemanns Wirkung beruhte im neutralen Ausland wie in den Ländern der Entente zum großen Teil auf seiner neutralen Stellung. In den Erinnerungen führt Stegemann die Einzelheiten der Verdächtigungen und Beschuldigungen an. Besonders die Franzosen setzten planmäßig Falschmeldungen über ihn in Lauf, die durch die Nachrichtenbüros Havas, Reuter und Stefani den Weg in die ganze Welt nahmen. Da Stegemann staatsrechtlich aber Schweizer war, konnte man gegen ihn nicht diese Schimpfkanonaden loslassen, deren die französische Pressezentrale während des Kriegs keineswegs verlegen war. Auf der andern Seite suchte der französische Propagandadienst Äußerungen Stegemanns, wenn es ihm zweckmäßig erschien, für sich zu verwenden, besonders als seine Zurückhaltung gegenüber der deutschen Verdunoffensive bemerkbar wurde. Die Franzosen waren dabei äußerst geschickt, sie hatten damals überhaupt, wie Stegemann es ausdrückte, das feinere Ohr für die Untertöne in seinen Betrachtungen. Als die deutschen Reserven des Jahres 1916 von ihm einmal höher angegeben wurden, wie es offenbar der französischen Propagandazentrale angenehm sein konnte, sah sich die französische Regierung veranlaßt gegen den Berner Publizisten vorzugehen und selbst in dem Meinungsstreit über seine Unabhängigkeit Partei zu ergreifen; sie ließ sich zu der Bemerkung hinreißen, „selbst die bestinspirierten Artikel" könnten an den zu andern Ergebnissen gekommenen französischen Bemerkungen nichts ändern [20]. Bis Stegemann später gerade von französischer Seite gerechtfertigt wurde, als eine Offensive nun tatsächlich trotz aller entgegenstehenden Erwartungen der Entente an der von ihm vorausgesagten Stelle eintraf. Es handelte sich um die Maioffensive 1918 am Chemin des Dames. Der Militärkritiker des „Matin", Major de Civrieux, führte in der „Illustration" aus: alles habe auf eine Flandernoffensive gedeutet, allerdings habe „der Militärkritiker des ‚Bund', der zu Recht oder Unrecht im Rufe

steht, gewisse Inspirationen des großen deutschen Generalstabes zu empfangen, durchblicken lassen, daß Ludendorff, nachdem Foch, dem Gang der Ereignisse gehorchend, zahlreiche Reserven im Norden angesammelt hätte, sich sehr wohl dahin entscheiden könnte, den nächsten Angriff gegen die französische Front anzusetzen, das heißt östlich der Oise anzugreifen; aber im Hinblick auf die Persönlichkeit des Verfassers war die Unterstellung verdächtig, ja sie konnte sogar als ein Versuch betrachtet werden uns irrezuführen". Stegemann wies übrigens in seinen Erinnerungen den Gedanken der Irreführung ausdrücklich zurück, denn er sei nie darauf ausgegangen, „die Alliierten zu schädigen, ihre Erfolge zu verkleinern, ihren Generalstab irrezuführen" und habe die Waffe der Kritik stets nach beiden Seiten gewendet [21].

Als mittelbare Wirkung der Tätigkeit am „Bund" während des Kriegs ist eine rein politische Wirksamkeit Stegemanns anzusprechen, die sich auf die Schweiz wie auf Deutschland erstreckte. Für die Schweiz war er mehrmals in wichtigem Auftrag in Berlin [22]. Zu Deutschland stand er in einem beratenden Verhältnis. Die Klarheit und Sicherheit des Urteils, durch das sich seine kluge Publizistik hervorhob, war selbstverständlich nicht verborgen geblieben. Stegemann hatte besonders durch seinen Freund, das Reichstagsmitglied der Freisinnigen Volkspartei Conrad Haussmann, den er von der Badener politischen Tätigkeit her kannte, Verbindungen bis zu den höchsten Reichsstellen; außerdem vermittelte die deutsche Gesandtschaft in Bern manche Anregungen. Seine ratgebende Tätigkeit widersprach nicht (soweit hier überhaupt darauf eingegangen werden muß) der Verpflichtung zur Neutralität; selbst wenn sie dem entgegengestanden hätte: hier sprachen tiefere blutsmäßige Bindungen mit.

Schon im Verlauf seiner ersten Unterredung mit dem Reichskanzler Bethmann Hollweg im Februar 1915 wies Stegemann auf die Bedeutung Belgiens hin, während er beim zweiten Besuch im August desselben Jahres vor einer Aufrollung der polni-

schen Frage warnte, die zu einem zweiten Belgien werden könnte. „Es ist merkwürdig", so wurde dem Publizisten von dem Kanzler bestätigt, „wie klar und scharf Sie zeichnen, ohne niederdrückend zu wirken."[23] Da seine Meinungen denen der Obersten Heeresleitung entgegenstanden (wo man ihn leichtfertig als einen „Pessimisten" bezeichnete[24]), konnte er nicht genügend durchdringen.

Im Februar 1918 überreichte Stegemann seinem Freund Haussmann eine Niederschrift, die sich mit der Wirkung der kommenden großen Offensive befaßte. Selbst wenn diese Offensive siegreich bliebe, würde der Haß der Entente nur gesteigert und die Friedensaussichten ferner gerückt[25]; er sagte u. a. voraus, daß man höchstens bis Reims oder Amiens gelange, eine Tatsache, die sich in auffallender Weise bestätigt hat. Einen „Endsieg" in irgendeiner Form weist Stegemann von vornherein als unbegründete Erwartung zurück. An anderer Stelle und in anderem Zusammenhang führt er einmal aus, Deutschland könne „niemals siegreich aus dem Krieg hervorgehen, wenn nicht die leitenden Männer einsähen, daß zur höchsten Kriegskunst die Beherrschung der Völkerpsychologie gehört" (Mai 1918)[26].

Im August 1918 äußerte Stegemann in einem Gespräch, die (damals schon zurückwandernde) Schlacht im Westen müsse in rückwärtigen Linien auf einige Wochen oder Monate zum Stillstand gebracht werden und dann solle man versuchen, da ein Stillstehen die Hoffnungen der Entente enttäusche, eine politische Hauptaktion zu starten. Bei einem Frieden heute (August 1918), so spricht er unmißverständlich aus, sei Elsaß-Lothringen verloren, bei einem Frieden in dreiviertel Jahren auch das linke Rheinufer[27]. Deutschland kann rein militärisch nichts Entscheidendes mehr tun und nur noch durch politische Aktionen, die mit psychologischen Mitteln den moralischen Widerstand des Gegners zu schwächen versuchen, etwas erreichen.

Mit aus der Überzeugung, daß die politischen Versäumnisse Deutschlands im Krieg zu groß gewesen sind, muß man neben

der Friedenssehnsucht der Zeit in diesem „überstreckten Krieg" Stegemanns Auffassungen bei Kriegsende erklären. Nach ihm hatte das kaiserliche Deutschland nicht alles getan, den Krieg zu gewinnen. Stegemann setzte viel, wenn nicht alles auf den demokratischen Gedanken, den er aus der bürgerlichen Vorkriegsvorstellung übernommen hatte; wenn das Deutsche Reich „demokratisch" war, so war auch auf den guten Willen der Siegerstaaten zu rechnen und man konnte annehmen, daß Deutschland im Konzert eines neuen Nachkriegseuropas entsprechende Mitwirkung eingeräumt wurde und somit ein Aufbau nach innen und außen möglich wurde [28]. Diese Auffassungen erwiesen sich aber als Irrtum.

Am 8. Oktober 1918, einige Wochen vor Abschluß des Waffenstillstands, wurde Stegemann durch den Reichskanzler Prinz Max von Baden nach Berlin berufen: er lehnte ab, aus gesundheitlichen Gründen und weil es zu spät gewesen sei (so führt er in den Erinnerungen aus), jetzt noch den Gang der Ereignisse mit seinem Rat ändern zu wollen [29].

Der Widerhall und die Wirkung von Stegemanns Pressetätigkeit in der Nachkriegszeit läßt sich nicht genau übersehen oder im einzelnen nachweisen. Man kann aber als sicher annehmen, daß die politischen Auffassungen des berühmten Verfassers, der zusammen mit seinen Nachkriegswerken zur Bewußtwerdung des deutschen Widerstands ohne Zweifel in hohem Maße beigetragen hat [30] und der inzwischen Ehrendoktor der Universitäten Freiburg und München geworden war [31], in der deutschen Öffentlichkeit entsprechend beachtet wurden.

Wenn man versuchen will, eine allgemeine Kennzeichnung von Hermann Stegemanns politischem Journalismus zu geben, so muß zuerst auf die überragende Fähigkeit hingewiesen werden, Entwicklungen vorauszufühlen und vorauszubestimmen, dies in gleicher Weise auf politischem wie militärstrategischen Gebiet. Eine einzigartige Begabung trifft hier zusammen. Ein weiteres Merkmal ist die Verlebendigung des-

sen, mit dem Stegemann in Berührung kam: sein Geist entzündete sich am Stoff, d. h. hier an den politischen Gegebenheiten. Umgekehrt aber suchte er dem Stoff sogleich sein eigenes Gesicht aufzuprägen, er ist „subjektiv" und „von Einzelheiten unbeirrt", es kommt ihm auf eine „zusammenfassende Schau" an[32]; immer steht eigentlich der Dichter an erster Stelle, dies verrät sich in der Sprache und besonders in der Vorkriegszeit in seinen „idealistischen" (nicht immer genug begründeten) Stellungnahmen zu den Fragen der Zeit[33]. Als dritter Kennzeichen kommt das „Strategische" hinzu[34]. Stegemann ist auf persönliche Weise geistig zwingend. „Diese Nüchternheit, das Rechnende und Unbeirrbare seiner Einsichten ist ein Geheimnis an Stegemann"[35]. Er hat eine eigene Art geistig zu variieren entwickelt. Befähigung zur feinsten Aufnahme, geistige Sprungfähigkeit (Spontanität), persönliches Erfassen und Spiegeln der Dinge (wenn auch manchmal etwas gewaltsam), die besondere Strategie der Gedankenführung machen den Reiz von Stegemanns Äußerungen aus; die Leitaufsätze sind über den Inhalt hinaus noch formal reizvoll.

Was die politische Kennzeichnung seines Journalismus angeht, so wurde schon auf seine liberale Herkunft hingewiesen[36], wobei er in seinem Vorkriegskampf um die elsaß-lothringischen Fragestellungen eine durchaus „unliberale", vorausweisende Haltung einnimmt. Im Weltkrieg setzte er sich publizistisch (soweit dies nur bei seiner sehr ausgesetzten Lage möglich war) von der Schweiz aus für Deutschland ein, ohne seine Pflichten als Schweizer verletzen zu müssen. Dabei wurde das in allen seinen Berichten spürbare „Mitgehen", die innere Anteilnahme am deutschen Schicksal und den deutschen Kriegstaten im Anfang des Kriegs und durch das spätere Aussprechen von Anerkennung, Aufmunterung und Warnung schon erwähnt. Doch soll hier vermerkt werden, daß vom Standpunkt der publizistischen Taktik aus gesehen vielleicht eine größere und breitere Wirkung der Betrachtungen möglich gewesen wäre, wenn Stegemann seine Sympathie für Deutschland von

Kriegsbeginn an in noch stärkerem Maße hätte zurückdämmen können. Im Anfange des Kriegs war eine Unterstützung der deutschen Kriegstaten an sich nicht notwendig, sie wirkten von allein. Statt einer militärischen Erläuterung hätte man sich eine breitere Erklärung der deutschen Beweggründe, z. B. zu dem Vormarsch durch Belgien (es finden sich Ansätze dieser Richtung) denken können. Man hätte — kurz gesagt — „nichts merken dürfen", welche Partei der Schweizer Stegemann ergriff; die „Betrachtungen" wären von der Schweiz aus mehr ins neutrale und ins feindliche Ausland gedrungen. So entging seine Sympathie nicht der neutralen Öffentlichkeit (noch weniger der feindlichen), die Wirkung seiner Leitaufsätze wurde beeinträchtigt, besonders als sich das Kriegsglück von Deutschland abwandte und bei den Neutralen vielfach eine langsame „Umorientierung" nach der Seite der Entente vollzogen wurde. Freilich war eine solche Zurückhaltung gerade im Anfang des Kriegs politisch noch nicht „aktuell" und menschlich fast unmöglich. Welcher Deutsche rechnete zu Kriegsanfang mit solchen Rückschlägen, wie sie dann eintrafen! Der Verlauf des Kriegs hat erst die Notwendigkeit einer auch gefühlsmäßigen Distanz nach außen erwiesen. Andererseits ist von diesen Berichten aus der Schweiz in Deutschland und den verbündeten Ländern ein vielfältiger Einfluß ausgegangen. Bei Kriegsende vertritt Stegemann dann, seiner persönlichen Entwicklung entsprechend, liberale und kosmopolitische Lösungen zur Überwindung des Kriegs [37].

Im politischen Kampf der Nachkriegszeit geht die Blickrichtung Stegemanns auf die Befreiung Deutschlands von den Versailler Fesseln und unterstützt Deutschland dementsprechend in seinem Genfer Kampf; aber er ist doch in manchem wesentlich mißtrauischer als die damalige deutsche politische Leitung und weist immer wieder darauf hin, daß es zuletzt auf eine „sprungbereite" Politik ankommt: „Tua res, Germania, agitur!" [38]

Nach der deutschen Revolution 1933 hat Stegemann, dem es in seinen politischen Ausführungen immer auf eine positive

deutsche Entwicklung angekommen ist, sehr bald seine bejahende Stellung zum Nationalsozialismus und seine große Bewunderung für Adolf Hitler zum Ausdruck gebracht. Das letzte im Frühjahr 1934 abgeschlossene politische Werk „Weltwende“ beschäftigt sich in der alten eigenwilligen Art der früheren Werke mit den Tatsachen und Fragestellungen, die der Umschwung für Deutschland, seine Stellung in der Welt und umgekehrt für die Welt (in ihrer wahrscheinlichen Stellung zum Reich) gebracht hat und bringen wird. Der Publizist unternimmt es, Deutschlands Weg zu „deuten“ und vor der Welt zu rechtfertigen, ähnlich angeregt wie zwanzig Jahre vorher, als er noch während des Kriegs selbst sich mit der Erscheinung des Weltkriegs auseinandersetzte. Das Werk beschließt die Reihe der politischen Bücher der Nachkriegszeit, in der „Das Trugbild von Versailles“ zuerst den größten Schwerpunkt gebildet hatte. Manche der geistvollen Überlegungen und Feststellungen in „Weltwende“ (so besonders im ersten allgemeinen weltpolitischen Teil) werden über den Anlaß hinaus Gültigkeit behalten. Auch der 1937 erschienene Roman „Schicksalssymphonie“ gibt Zeugnis von der Anteilnahme des Dichters und Publizisten am deutschen Schicksal, dem 1935 der Goethepreis der Stadt Frankfurt verliehen wurde. Pressemäßig ist Stegemann seit 1932 nicht mehr hervorgetreten [39].

Nachwort.

Allen Persönlichkeiten und Stellen, die zum Gelingen des Buchs beigetragen haben, möchte ich auch hier meinen verbindlichsten Dank aussprechen. In erster Linie gilt er den Herren Universitätsprofessor Dr. Karl d'Ester, Direktor des Instituts für Zeitungswissenschaft an der Universität München, der mich zu der Untersuchung anregte und Universitätsprofessor Dr. Karl Alexander von Müller, Präsident der Bayerischen Akademie der Wissenschaften in München, für die große Freundlichkeit, mir stets ihren wertvollen Rat zur Verfügung gestellt zu haben. Großer Dank gilt vor allem auch Herrn Professor Dr. Hermann Stegemann, Honorarprofessor an der Universität München, in Merligen am Thunersee (Schweiz) für die bereitwilligst gegebenen Auskünfte und die Überlassung von Archivmaterial. Von den Schriftleitungen und Instituten, für deren freundliche Hilfe hier nochmals ausdrücklich Dank abgestattet sei, möchte ich das Archiv der „Münchner Neuesten Nachrichten", das „Stuttgarter Neue Tagblatt", die Direktion der Bibliothèque Nationale et Universitaire in Straßburg, die Bayerische Staatsbibliothek in München und die Münchner Universitätsbibliothek noch besonders erwähnen.

Die letzten Zusätze und Korrekturen wurden im „Bunker" einer Flakbatterie gemacht, und ich bin meiner Batterie für die Freistellung der notwendigen Zeit zu Dank verpflichtet.

Dezember 1939. St.

Anmerkungen.

Abschnitt I: Die Voraussetzungen.

[1] Stuttgart 1930. Für die folgenden Ausführungen s. S. 4, 3 f., 2.

[2] G. Röhrdanz: „Hermann Stegemann zu Ehren", in „Die Badisch-Schule", Bühl 1935, S. 281—82.

[3] Er., a. a. O., S. 80, 119.

[4] A. Schulte: „Hermann Stegemann als Historiker", in „Persönlichkeit und Werk", Stuttgart 1930, S. 17.

[5] R. Kircher: „Stegemanns Weltwende", in „Frankfurter Zeitung" 24. 6. 1934.

[6] W. in „National-Zeitung" Basel; Nr. 202 / 21. 3. 1917.

[7] Herm. Stegemann: „Geschichte des Krieges" Band I, Vorwort S. XIII.

[8] Herm. Stegemann: „Foch", in „Wissen und Wehr" 1929.

[9] W. in „National-Zeitung" Basel; Nr. 202 / 21. 3. 1917.

[10] Osc. Illing: „Hermann Stegemann zum 60. Geburtstag", in „Die Neue Zeit" (The New Era), Wochenschr. f. Pol., Kunst u. Lit., New-Ulm Minn., 1930, 11. Jg. Nr. 52.

[11] s. „Persönlichkeit und Werk", a. a. O., S. 101 f.

[12] Er., a. a. O., S. 76.

[13] Hermann Stehr: „Hermann Stegemann", in „Das Stundenglas", Leipzig 1936, S. 92—98.

[14] „Expreß" von Mülhausen, Nr. 246 / 21. 10. 11.

[15] S. Er., S. 68; für obige Anführungen, S. 89, 178.

[16] „Expreß" 1. 12. 09.

[17] Er., S. 107.

[18] Er., S. 111, 185; S. a. Er., S. 81.

[19] S. Er., S. 62, 81, 115, 126, 112, 124.

[20] Die „Zürcher Post" konnte von der Zentralbibliothek Zürich, da es Bestimmungen entgegenstand, nicht nach auswärts ausgegeben werden. Eine quellenkritische Untersuchung wäre aber bei den ungezeichneten und frühesten politisch-journalistischen Versuchen ein wahrscheinlich nicht zu verantwortendes Wagnis gewesen. Die Arbeiten gingen außerdem unter Verantwortung des Chefredakteurs.

[21] „Anzeiger aus dem Bezirke Affoltern", Nr. 74 / 28. 6. 02.

[22] Er., S. 124.

[23] Über Basel s. Er., S. 134; Stegemann hatte seine frühen „Erntenovellen" in Basel verlegt. — Für die folgenden Anführungen s. Er., S. 163, 134, 135.

[24] Er., S. 138.

[25] Sie besteht heute noch.

Abschnitt II: 1906—1914.

[1] S. darüber bei G. E. Ritter: „Die elsaß-lothringische Presse im letzten Drittel des 19. Jahrhundert", Heidelberg 1934, S. 199.

[2] 95 / 24. 4. 12.

[3] S. Nr. 227 / 29. 9. 06;„Noël", 300 / 24. 12. 12.

[4] S. u. S. 115 f.

[5] S. dar. G. E. Ritter, a. a. O., S. 199.

[6] Er., S. 509; S. a. u. S. 126.

[7] S. o. S. 12.

[8] S. „Schicksalssymphonie", Stuttgart 1937, S. 44.

[9] S. Dr. Rudolf Schwander und Dr. Fritz Jaffé: „Die reichsländischen Regierungen und die Verfassung", in „Das Reichsland Elsaß-Lothringen 1871—1918" II, I; S. 1 f., 5 f., 12, 53.

[10] Er., S. 195 ff. (auch für die folgenden Anführungen).

[11] zit. Schwander und Jaffé, a. a. O., S. 3.

[12] „Zu den Waffen" 246 / 21. 10. 1911.

[13] S. Nr. 131 / 6. 6. 08; S. a. 204 / 7. 9. 10: Elsaß-Lothringen als die Brücke zwischen Frankreich und einem fortschrittlich gerichteten Deutschland.

[14] Im Anschluß an einen Theaterzwischenfall in Diedenhofen. 10 / 17. 10. 09.

[15] S. a. 207 / 7. 9. 10: Stegemann wendet sich gegen den „törichten, subalternen Germanisationsbetrieb .... von Gendarmen".

[16] Herm. Stegemann: „Elsässer", in „Gartenlaube", Berlin 1913, Nr. 53.

[17] Die Auffassung: Elsaß-Lothringen sei als bloßes militärisches Aufmarschgebiet anzusehen. S. darüber Stegemanns Meinung: 256 / 3. 11. 09 und „Frankfurter Zeitung" 5. u. 9. 3. 11. Schon 238 / 12. 10. 07 betont Stegemann die Gefährlichkeit dieser Theorie.

[18] 195 / 22. 8. 08 und 219 / 19. 9. 09.

[19] 244 / 19. 10. 07; S. a. 225 / 26. 9. 08.

[20] „Frankf. Zeitung", Nr. 68 / 9. 3. 11.

[21] 213 / 12. 9. 08; 219 / 19. 9. 08; 225 / 26. 9. 08.

[22] 197 / 25. 8. 09; S. a. „NKA" 234 / 30. 8. 09.

[23] Schwander und Jaffé, a. a. O., S. 67 ff.

[24] Stegemann: Die Nordd. Allg. Zeitg. „will uns vom ‚Radikalismus' abmahnen!" 68 / 12. 3. 11.

[25] S. Schwander und Jaffé, a. a. O., S. 71 f.

[26] Graf Wedel in einem Brief an den Kaiser v. 4. 3. 11; zit. Schwander und Jaffé, a. a. O., S. 75.

[27] 162 / 15. 7. 14; ceterum censeo: S. a. 303 / 21. 12. 09.

[28] S. o. S. 4.

[29] Der Roman „Thomas Ringwald" (1912) wurde dadurch angeregt.

[30] „Die politische Lage in Baden", NKA / 12. 8. 08.

[31] NKA / 6. 1. 09.

[32] NKA / 28. 1. 09; S. a. NKA / 21. 10. 09.

[33] Darüber wurde oben S. 19 ff. berichtet.

[34] 213 / 16. 12. 06; S. a. 286 / 8. 12. 09.

[35] 124 / 1. 6. 10; s. a. 17 / 20. 1. 12.

[36] S. o. S. 20—22.

[37] 3. 10. 06; s. a. die folgenden Ausführungen.

[38] Taktisch ist wohl auch folgendes zu bewerten: Einem deutschen Abgeordneten, der behauptete, in einem Konflikt zwischen Deutschland und England werde Frankreich mit hineingezogen, weil England Frankreich in seine Interessen mit einbezogen habe, hält Stegemann vor, er sei ein „Pessimist" und „noch stark von jenem historischen Sinn befangen, der den deutsch-französischen Gegensatz als gegeben hinnimmt" (2. 5. 07). An anderer Stelle begründet Stegemann folgendermaßen: Die Sozialisierung der Politik und das gemeinsame Kulturgefühl hätten die Grenzlinien zwischen Deutschland und Frankreich verwischt, Mißstimmigkeiten könnten nur noch wegen wirtschaftlicher Fragen aufkommen.

[39] 75 / 30. 3. 07.

[40] NKA 28 / 1. 2. 10; Expr. 21 / 26. 1. 10 u. 135 + 6 / 12. u. 14. 6. 12.

[41] 45 / 22. 2 08; Stegemann endet mit: ceterum censeo; s. a. 90 / 20. 4. 10.: Frankreich könne auf seine Orientpolitik, aber nicht auf Afrika, keineswegs auf Marokko verzichten.

[42] „Agadir" Nr. 156.

[43] S. o. S. 41.

[44] Über Eduard VII.: 190 / 17. 8. 07; 190 / 16. 8. 08; 107 / 11. 5. 10 (NKA / 7. 5. 10); 89 / 17. 4. 12.

[45] 132 / 8. 6. 12: Frankreich sei Englands Festlandssoldat. 159 / 10. 7. 12: Benutzt England Japan gegen Rußland?

[46] S. a. 136 / 13. 8. 08.

[47] 114 / 16. 5. 08; s. a. 162 / 13. 7. 08.

[48] Über den Mangel an politischer Kraft des Dreibunds s. a. 162 / 13. 7. 12.

[49] 101 / 1. 5. 12 unter der Überschrift „Wo hinaus?".

[50] S. a. 229 / 3. 10. 12.

[51] S. a. 150 / 1. 7. 14.

[52] 239 / 13. 10. 09; s. a. NKA / 16. 10. 09.

[53] nach den Er., S. 198 f.

[54] Er., S. 199 ff.

Abschnitt III: 1914—1918.

[1] Über seine rein politische Tätigkeit s. u. S. 123 ff.

[2] V. Naumann, „Dokumente und Argumente", Berlin 1928, S. 272.

[3] V. Naumann, a. a. O., S. 354.

[4] „Charakteristik der Auslandspresse", Heft Schweiz, 2. Aufl., Berlin 1916 (als Handschrift gedruckt).

[5] Er., S. 211 f.

[6] Er., S. 217 u. 219.

[7] S. „Persönlichkeit und Werk", Theob. v. Schäfer, Herm. v. Kuhl und andere.

[8] Er., S. 328.

[9] S. a. 342 / 25. 7. 14.

[10] S. a. Er., S. 216 f.

[11] S. a. S. 127.

[12] Er., S. 230.

[13] z. B. über die Schlacht bei Ortelsburg (= Tannenberg).

[14] S. Er., S. 230.

[15] Er., S. 250 f.

[16] Journalistische Taktik mag da mitsprechen, um nicht eintönig zu schreiben und vor allem die deutsche öffentliche Meinung nicht zu schwächen.

[17] Er., S. 306; Nach E. v. Frauenholz: „Überblick über die Geschichte des Weltkriegs", 1926, S. 51, soll Falkenhayn sich keineswegs über die Lage Deutschlands als einer belagerten Festung im Unklaren gewesen sein. S. a. Falkenhayn: „Die Oberste Hee.esleitung 1914", Berlin 1920, S. 35—6, 58.

[18] Er., S. 324 ff.

[19] S. a. S. 121 ff.

[20] S. Er. S. 325 f. und 143 / 24. 3. 16.

[21] S. a. 169 / 9. 4. 16.

[22] v. Frauenholz, a. a. O., S. 71.

[23] S. a. S. 120.

[24] 135 / 26. 4. 16; s. a. S. 80.

[25] S. a. S. 86 ff.

[26] v. Frauenholz, a. a. O., S. 66.

[27] S. a. 105 / 4. 3. 17.

[28] S. a. 105 / 4. 3. 17 und 197 / 29. 4. 17.

[29] Stegemann, ein warmer Freund Deutschlands habe nur den einen Wunsch, im Deutschen Hauptquartier gehört zu werden. S.: V. Naumann, a. a. O., S. 354.

[30] S. a. 237 / 23. 5. 17.

[31] S. a. S. 123.

[32] S. a. S. 124 f.

[33] S. Er., S. 351 f.

[34] S. Er. S. 389 ff. Über di elsaß-lothringische und belgische Frage s. a. 505 / 28. 10. 17.

[35] Er., 389 f.; s. a. S. 477.

[36] Er., S. 388.

[37] B. Schwertfeger: „Das Weltkriegsende", 1936:, S. 48.

[38] Ludendorff: „Urkunden der Obersten Heeresleitung über ihre Tätigkeit 1916/18", Berlin 1920, S. 478. S. a.: Schwertfeger: „Die politischen und militärischen Verantwortlichkeiten im Verlauf der Offensive von 1918", 1927, S. 96 ff.; C. Haussmann: „Schlaglichter", 1924; Prinz Max von Baden: „Erinnerungen und Dokumente", 1927; H. v. Kuhl: „Stegemann und der Weltkrieg", S. 67 f., und Th. v. Schäfer: „Herm. Stegemann als Kriegsberichterstatter", in „Persönlichkeit und Werk", 1930, S. 56.

[39] S. a. S. 125.

[40] S. o. S. 57 f.

[41] Er., S. 252.

[42] Er., S. 264.

[43] J. Ruchti: „Geschichte der Schweiz während des Weltkrieges 1914 bis 1919", Bd. I, Bern 1928, S. 268.

[44] S. a. o. S. 75 f.

[45] Er., S. 344 u. 355 ff.

[46] v. Frauenholz, a. a. O., S. 85.

[47] Er., S. 436.

[48] S. a. S. 124.

[49] S. u. S. 124 f.

[50] S. S. 97 ff. und 125 ff.

Abschnitt IV: Nachkriegszeit.

[1] S. „Das Trugbild von Versailles", 1926, S. 1—16, 330—359, und „Weltwende", 1934.

[2] S. „Persönlichkeit und Werk", a. a. O., S. 73.

[3] „Die Befriedung Europas und die europäische Politik", in: „Stuttg. N. Tagbl." 26. / 18. 1. 27.

[4] „MNN": 346 / 15. 12. 26; 347 / 21. 12. 27; 21 / 22. 1. 28; 59 / 29. 2. 28.

[5] S. a. o. S. 84: französische Vorbehalte im Weltkrieg wegen Hochsavoyens.

[6] „MNN", 13. 1. 32.

Abschnitt V: Wirkung und Kennzeichnung.

[1] Er., S. 509; s. a. o. S. 17.

[2] Auf eine wissenschaftliche Beurteilung des Liberalismus der Vorkriegszeit einzugehen, müßte den Rahmen hier über Gebühr spannen.

[3] Schwander und Jaffé, a. a. O., S. 65.

[4] Schwander und Jaffé, a. a. O., S. 60.

[5] Über Graf Wedel und Stegemann s. Er., S. 172—3, 180, 182.

[6] S. o. S. 57 f., 83 ff.

[7] „Charakteristik der Auslandspresse", a. a. O.

[8] Mitteilung einer schweizerischen amtlichen Stelle an den Verfasser.

[9] „Persönlichkeit und Werk", a. a. O., S. 73.

[10] Er., S. 212.

[11] „Charakteristik der Auslandspresse", a. a. O.

[12] Er., S. 396.

[13] S. o. S. 72.

[14] Er., S. 386.

[15] Th. v. Schäfer, a. a. O., in: „Persönlichkeit und Werk", S. 50.

[16] „Frankf. Ztg.", 25. 3. 16, aus einem Fronterlebnisbericht.

[17] S. dar. Er., S. 291; Im Archiv Stegemann lassen sich in 28 französ. Blättern (einschließlich der Kolonien) Auszüge aus den Betrachtungen feststellen.

[18] 8. 3. 16; s. a. Er., S. 327; Andere Aufsätze von Stegemann: 30. 7. 15; 1. 8. 15.

[19] Ruchti, a. a. O., Bd. I, S. 106.

[20] Er., S. 335 ff.

[21] Er., S. 335 ff.

[22] S. o. S. 84.

[23] Er., S. 305.

[24] Stegemann wehrte sich gegen diese Bezeichnung: „Ich war ein unbequemer Mahner, ein Verzager war ich nicht." Sein sogenannter Pessimismus, so sagte er 1917, sei nichts anderes als „Einsicht in die ungeheuren Schwierigkeiten der Aufgabe" für Deutschland.

[25] Schwertfeger, „Die politischen und militärischen Verantwortlichkeiten..", a. a. O., S. 96 ff.

[26] Über Belgien s. o. S. 80 ff.

[27] Prinz Max von Baden: „Erinnerungen und Dokumente", 1927. S. 314; S. a. S. 290.

[28] S. a. S. 92 ff.

[29] Er., S. 487 ff. S. a. Max, Prinz v. Baden, a. a. O., S. 380; s. o. S. 82.

[30] S. a. S. 127.

[31] In München außerdem Ernennung zum Honorarprofessor für Neuere Geschichte.

[32] F. B(üchner): „Deutschland und Europa, Stegemann über das deutsche Schicksal", „MNN", 19. 12. 31; S. o. S. 5 f.

[33] s. o. S. 21 ff.

[34] F. B(üchner) über Stegemann, „MNN", 29. 3. 29.

[35] S. o. S. 127 f.

[36] S. o. S. 1; 17; 90.

[37] S. o. S. 90.

[38] S. o. S. 106 u. 110.

[39] Infolge seines allgemein gesundheitlichen Befindens.

Literaturverzeichnis.

I. Die Leitartikel Hermann Stegemanns im „Express" von Mühlhausen, 1906—14.
Die Leitartikel Hermann Stegemanns in der „Neuen Konstanzer Abendzeitung", 1908—10.
Die Leitartikel Hermann Stegemanns im Berner „Bund" 1914—18.
Weitere im Text angeführte Arbeiten aus: Anzeiger aus dem Bezirke Affoltern, Frankfurter Zeitung, Neue Freie Presse-Wien, Münchner Neueste Nachrichten, Stuttgarter Neues Tagblatt.

II. Allgemeine Werke von Hermann Stegemann:
„Hermann Stegemanns Geschichte des Krieges" Bd. I, 1917.
„Der Kampf um den Rhein". Stuttgart 1924.
„Das Trugbild von Versailles", Stuttgart 1926.
„Deutschland und Europa", Stuttgart 1932.
„Weltwende", Stuttgart 1934.
„Erinnerungen aus meinem Leben und aus meiner Zeit", Stuttg. 1930.
„Thomas Ringwald", Roman, Berlin 1912.
„Schicksalssymphonie", Roman, Stuttgart 1937.

III. Aufsätze von Hermann Stegemann::
„Foch", in „Wissen und Wehr", 1929.
„Elsässer", in „Die Gartenlaube", Berlin 1913.

IV. Arbeiten über Hermann Stegemann:
„Hermann Stegemann. Persönlichkeit und Werk. Festschrift zu seinem 60. Geburtstage." Stuttgart 1930.
F. B(üchner): „Stegemann", in „MNN", 1929.
— „Deutschland und Europa, Stegemann über das deutsche Schicksal", „MNN", 1931.
O. Illing: „Hermann Stegemann zum 60. Geburtstag", in „Die neue Zeit" (The New Era), Wochenschr. für Politik, Kunst u. Literatur, New-Ulm Minn. 1930, 11. Jg.
R. Kircher: „Stegemanns Weltwende", in „Frankfurter Zeitung", 1934.
G. Röhrdanz: „Hermann Stegemann zu Ehren", in „Die badische Schule", Bühl 1935.
Hermann Stehr: „Hermann Stegemann", in „Das Stundenglas", Leipzig 1936.

V. Allgemeine Werke:
„Charakteristik der Auslandspresse", Heft Schweiz, 2. Auflage, Berlin 1916 (als Handschrift gedruckt).
Falkenhayn: „Die Oberste Heeresleitung 1914", Berlin 1920.
Foch: „Meine Kriegserinnerungen 1914—18", Deutsche Ausgabe, Leipzig 1931.
E. v. Frauenholz: „Überblick über die Geschichte des Weltkrieges, München 1926.
C. Haussmann: „Schlaglichter", Frankfurt 1924.
E. Ludendorff: „Urkunden der Obersten Heeresleitung über ihre Tätigkeit 1916/18", Berlin 1920.
Prinz Max von Baden: „Erinnerungen und Dokumente", Stuttg. 1927.
V. Naumann: „Dokumente und Argumente", Berlin 1928.
G. E. Ritter: „Die elsaß-lothringische Presse im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts", Heidelberg 1934.
Rud. Schwander und Fritz Jaffé: „Die reichsländischen Regierungen und die Verfassung", in „Das Reichsland Elsaß-Lothringen 1871—1918", Band II, 1. Berlin 1936.
B. Schwertfeger: „Die politischen und militärischen Verantwortlichkeiten im Verlaufe der Offensive von 1918", Berlin 1927.
— „Das Weltkriegsende", Potsdam 1937.

Verzeichnis der Abkürzungen:

„Er." = „Erinnerungen aus meinem Leben und aus meiner Zeit".
„NKA" = „Neue Konstanzer Abendzeitung".
„MNN" = „Münchner Neueste Nachrichten".
„OHL" = Oberste Heeresleitung.

Zur Kennzeichnung der Zeitungsaufsätze wurde bei der Anführung des Datums das Jahrhundert in der Jahreszahl weggelassen, z. B. 6. 2. 08 (statt 1908).
Von 1906—14 sind bei bloßer Angabe des Datums nur „Expreß"-Arbeiten Stegemanns, von 1914—18 nur die Betrachtungen „Zur Kriegslage" am Berner „Bund" zu verstehen. Bei andern Blättern wurde der Name der Zeitung angeführt.

Lebenslauf.

Am 5. Januar 1911 wurde ich, Hans Stubbemann, in Koblenz als Sohn des Schuhmachers, späteren orthopädischen Schuhmacher- und Schäftemachermeisters Johann Stubbemann und seiner Frau Luzia, geb. Giesen geboren. Nach dem Besuch der Volksschule ging ich auf das humanistische Kaiserin Augusta-Gymnasium in Koblenz über, wo ich 1932 die Reifeprüfung bestand. Meine beiden ersten Semester studierte ich in Breslau (Philosophie, Germanistik, Geschichte, Staatslehre). Im Sommer und Herbst 1933 war ich im damaligen freiwilligen studentischen Arbeitsdienst. Vom Herbst 1933 bis 1936 hörte ich an der Universität München (Zeitungswissenschaft, Geschichte, Deutsche Literatur, Kriegswissenschaft). Die mündliche Doktorprüfung habe ich am 30. Juni 1938 an der Ludwig-Maximilians-Universität in München bestanden.